

Arthur Zapp

Hochzeitsnächte



ngiyaw eBooks

Arthur Zapp

Hochzeitsnächte

Sittenbilder aus dem modernen Liebes- und
Eheleben

Kurt Ehrlich, Verlag Berlin, o. J.

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: L. F. Corréard

Vorbemerkung.

Als ich mich entschloß, die nachstehenden Studien aus dem modernen Liebes- und Eheleben zu schreiben, leitete mich die Absicht, auf krasse soziale Mißstände hinzuweisen und die Erkenntnis der großen sozialen Aufgaben der Zukunft fördern zu helfen. Ich habe dabei sehr heikle, Peinliche Dinge berühren müssen. Wer mir daraus einen Vorwurf machen wollte, würde ebenso töricht handeln, wie der, der einen Arzt zu tadeln geneigt wäre, weil er das Messer an ein eiterndes Geschwür ansetzt. Wer schelten will, schelte die, die solche Mißstände, wie ich sie in meinen Sittenbildern geschildert habe, beschönigen oder die sich der Herbeiführung besserer, menschenwürdigerer Zustände, sei es aus Unverstand, sei es aus niedrigen selbstischen Motiven, entgegenstemmen.

Schließlich möchte ich noch betonen, daß die von mir behandelten Sujets nicht müßiger Phantasie, sondern Erlebnissen, Erfahrungen und Beobachtungen entstammen, die sich über eine lange Reihe Von Jahren erstrecken.

A. Z.

Ein Drama.

Blaß, in sich gekehrt, fast teilnahmslos saß der junge Ehemann an der Hochzeitstafel. Ab und zu, wenn die glückstrahlende junge Frau ihm ihr rosig angehauchtes, von Liebe und stolzer, froher Genugtuung verklärtes Gesicht zukehrte, raffte er sich auf und zwang ein paar liebenswürdige, zärtliche Worte über seine Lippen, während zugleich ein flüchtiges Lächeln über die verstörten Züge irrte.

Und dann war die junge Frau jedesmal beruhigt und ließ ihren Blick wieder fröhlich, selbstbewußt, im Gefühl ihrer neuen Würde und Wichtigkeit über die lange Tafel schweifen, als wenn sie sagen wollte: »Bin ich nicht das beneidenswerteste, glücklichste Geschöpf auf Erden, ich, mit zwanzig Jahren Frau, Gattin eines ebenso hübschen, wie herzensguten und eleganten Mannes in angesehener Stellung?«

Ja, er war stattlich und imponierend, und sie liebte ihn mit der ganzen Hingabe ihres enthusiastischen jungen Herzens. Die letzten Monate hatten ihn allerdings ein wenig mitgenommen. Oft genug hatte er über die große Arbeitslast, die er zu bewältigen

habe und über seine infolge geistiger Überarbeitung entstandene Nervosität geklagt. Aber — sie lächelte sorglos und zuversichtlich — unter ihrer Pflege würde er ja wieder völlig gesunden und die frühere Frische und Heiterkeit wieder erlangen, um so mehr, als er vier Wochen Urlaub erhalten, die sie an der schönen Riviera zuzubringen gedachten.

Freilich, ein aufmerksamerer Beobachter, als hier in der lustigen, lärmenden Hochzeitsgesellschaft zu finden war, würde wohl gemerkt haben, daß seiner Indisposition eine ernstere Veranlassung zugrunde lag. In dem rastlosen, unstäten Flirren seiner Augen, in dem krampfhaften Zucken seiner Mienen und in dem zeitweise düsteren Vorsichhinstarren, während ein Ausdruck trostloser Verzweiflung seine Züge beherrschte, prägte sich ein Gemütszustand aus, der in denkbar schärfstem Kontrast zu dem fröhlichen Treiben stand, das sich ringsherum abspielte.

Ein heimlicher, gepreßter Seufzer rang sich zuweilen aus der schwer atmenden Brust herauf und etwas Krampfhaftes lag in der Art, wie er dann jedesmal nach dem Champagnerkelch griff und ihn mit der Gier eines Menschen, der sich gewaltsam betäuben will, in langem Zuge leerte.

Hin und wieder schien er zu dem vollen Bewußtsein der Situation und seiner Verpflichtung zu

kommen. Er strich mit der zitternden Rechten über die feuchte Stirn, biß die Zähne zusammen, rückte sich in eine straffere Haltung und rüttelte sich innerlich förmlich zusammen. Dann erhob er sein Glas und trank dem einen und andern Gaste zu, rief scherzhafte Bemerkungen über die Tafel und eine Viertelstunde lang sprudelte seine bestrickende Lebenswürdigkeit und jenes heitere, lebensfrohe Temperament, das seine junge Frau, seine Schwiegereltern und seine Freunde so sehr an ihm schätzten . . .

Nach dem Braten begrüßte der Brautvater die Gäste und ließ sie hochleben und daran schloß einer der ältesten Freunde der Familie der Braut eine längere Ansprache, die in ein Hoch auf das junge Ehepaar ausklingen sollte. Zuerst gab der Redner eine Schilderung der Eigenschaften der jungen Frau und stellte ihre Vorzüge: ihre liebliche Schönheit, ihre Anmut, ihre Bescheidenheit, ihren schlichten, geraden Sinn und ihre große opferbereite Liebe für den jungen Ehemann in das hellste Licht. Fast noch beredter pries er darauf den Ehemann, der in verhältnismäßig jungen Jahren infolge seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit bereits eine so hervorragende Stellung in seinem Berufe bekleidete, dem aber sein ernstes, rastloses Streben

die frohe Laune, die sprudelnde Lebenslust und den genußfreudigen, edler Geselligkeit ergebenden Sinn nicht getrübt habe und dessen Charakterfestigkeit im Verein mit seinem heiteren Naturell der jungen Frau eine Zukunft voll sorgloser Freude, voll beseligenden Glückes verbürge.

»Ja, meine verehrten Festgessen,« so schloß der Redner mit zündender Begeisterung, »selten wohl sind die Vorbedingungen einer glücklichen Ehe in so vollem Maße erfüllt gewesen. Nichts als Liebe, unbedingte hingebende, selbstlose Liebe, nichts als gegenseitiges unerschütterliches Vertrauen hat dieses junge Paar zusammengeführt, und so können wir sicher sein, daß der traditionelle Honigmond sich ihnen zu einem Honigjahr ausdehnen wird und nicht besser glaube ich die Situation, die seelische Verfassung unsres glückstrahlenden jungen Ehepaares kennzeichnen zu können, als mit dem bekannten Dichterwort:

›Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit‹‹

Stürmische Hochrufe brausten durch den Saal; alle Gäste erhoben sich und eine allgemeine Wanderung begann. Jeder wollte mit dem jungen Paar anstoßen, das, mit dem einen Arm sich gegenseitig

umschlingend, in der andern Hand das gefüllte Glas, freudig lächelnd dastand.

Freilich, als wieder alle Platz genommen hatten und die weiteren Gerichte serviert wurden, verfiel der junge Ehemann zeitweise wieder in sein dumpfes Brüten, in die momentan düstere Stimmung, von der er sich trotz aller inneren Anstrengung nicht freimachen zu können schien.

Ab und zu griff er nach der Hand seiner Braut und drückte sie mit überströmender Zärtlichkeit. Dabei ruhten seine Blicke mit einer so großen Innigkeit des Gefühls auf ihren zarten Zügen, daß es sie innerlich tief ergriff und ein Schauer seligen Entzückens die mädchenhaft schlanke Gestalt durchrieselte.

Freilich, wenn sie geahnt hätte, wie solcher Gefühlsaufwallung bei ihm jedesmal die bitterste Verzweiflung folgte, wie er das Stöhnen herzbeklemmender Qual in seiner Brust zurückdrängte, wie er mit sich rang und kämpfte und die zuckenden Lippen fest aufeinanderpreßte, um sich nicht einen Aufschrei furchtbarster, atemraubender Qual entschlüpfen zu lassen, wie ihm der kalte Schweiß der Todesangst auf die Stirn stieg, wie er sein Gesicht scheu von ihr abkehrte, um ihr die sich in geheimem Entsetzen verzerrenden Mienen

zu verbergen, würde sie weniger fröhlich und zuversichtlich der Zukunft entgegengesehen haben.

Nach Aufhebung der Tafel wurde zum Tanze aufgespielt. Auch das Brautpaar beteiligte sich an der Polonaise und an einigen Rundtänzen. Über den jungen Ehemann schien plötzlich eine ausgelassene Lustigkeit gekommen zu sein. Hatte er endlich den lähmenden Trübsinn abgeschüttelt? War es der Genuß des Champagners, der auf ihn zu wirken begann? Er konnte sich gar nicht genug tun, jede der Freundinnen seiner jungen Frau in wirbelndem Tanze zu schwenken. Dabei glühte sein noch eben blasses Gesicht, funkelten seine Augen in bacchantischer Lust, flog seine Brust unter den schnell und schneller sich hebenden Atemzügen. Plötzlich, während er eben seine Tänzerin zu ihrem Platz zurückbegleitete, strauchelte er und sank gleich darauf bewußtlos zu Boden.

Ein allgemeiner Aufruhr entstand. Die Frauen schrien ängstlich auf, mehrere Männerhände streckten sich hilfreich aus, um den Ohnmächtigen aufzuheben. Er kam rasch wieder zu sich und wies alle, die sich um ihn bemühen wollten, lächelnd zurück. Ihm fehle nichts, nur ein bißchen schwindelig sei ihm gewesen vom wilden Tanzen. Nun sei ihm

wieder ganz gut und niemand solle sich durch ihn stören lassen.

Aber alle seine Versicherungen und Bitten konnten es nicht hindern, daß die Festfreude mit einemmal verschwunden war und sich auch trotz allem Zureden des Hochzeitsvaters nicht wieder anfachen ließ. Die junge Frau, die neben ihrem schweratmenden Gatten saß, und ihm angstvoll ins wieder bleich gewordene Gesicht starrte, sah auch zu verstört aus. Wie hätten da Lust und Fröhlichkeit wieder aufkommen können? Ein allgemeiner Aufbruch erfolgte, und nach kurzer Zeit sahen sich die Gastgeber und das junge Ehepaar allein in dem großen Festsaal.

Der junge Ehemann schien wirklich völlig wieder hergestellt. Auch die junge Frau, der der Schreck in alle Glieder gefahren war, beruhigte sich und so trat man in guter Stimmung den Heimweg an. Es war vorher verabredet worden, daß der junge Ehemann mit seiner Frau im Hause der Schwiegereltern die Hochzeitsnacht verbringen und die Hochzeitsreise erst am anderen Tage angetreten werden sollte.

In zwei Wagen fuhren sie davon, in dem einen das junge Ehepaar, in dem anderen die Eltern. Hingebend schmiegte sich die junge Frau an den dicht neben ihr Sitzenden.

»Wie ist dir, Helmut?«

Er schlang zärtlich den Arm um sie.

»Ganz gut, Schatz, wirklich ganz gut.«

Und dann schien plötzlich eine leidenschaftliche Aufwallung über ihn zu kommen. Er zog sie mit dem anderen Arm noch dichter an sich heran und preßte sie mit einer fast krampfhaften Zärtlichkeit an sich.

»Du — du!« stammelte er mit einer Innigkeit, die sie tief ergriff. »Du Einzige, Süße! Ich habe dich lieb, ich habe dich so unendlich lieb. Ich lasse dich nicht, nein, ich lass —« ,

Da brach plötzlich seine Stimme, sein Körper sank kraftlos zusammen, sein Antlitz neigte sich auf ihre Schulter. Und jetzt erschütterte ein wildes Schluchzen seine ganze Gestalt, ein fassungsloses ungestümes Schluchzen, das er nicht zurückhalten zu können schien.

Es kam so unvermittelt, so jäh und überraschend, daß sie im ersten Augenblick wie erstarrt da saß. Dann packte sie heftiges Erschrecken, tiefstes Mitleiden.

»Helmut, süßer, einziger«, flehte sie und umschlang ihn und drückte ihn an sich und streichelte sein Haupt.

»Was ist dir denn? Sage mir's doch! Ich vergehe ja rein vor Angst und Schrecken.«

Ein tiefes, schweres, gepreßtes Atemholen, dann, richtete er sich auf, zog ihr Gesicht dicht an das seine und sah ihr bei dem Schein der Straßenlaternen lächelnd in die Augen.

»Nichts ist mir!« gab er mit einer Munterkeit und Unbesorgtheit zurück, deren erzwungener Ton der Ahnungslosen, Unerfahrenen völlig entging. »Habe ich dich erschreckt? Verzeihe! Es war nur die — die Freude, das Übermaß der Freude, das Glück, die Wonne. Oh, Else, du, du!«

Er beugte sich zu ihr hinüber, aber küßte sie nicht auf die ihm sich darbietenden verlockenden frischen Lippen, sondern er nahm ihr Haupt zwischen seine Hände und drückte seinen Mund für einen kurzen Moment auf ihre Stirn.

»War es wirklich nichts weiter?« fragte sie mit einem Rest von Besorgnis.

»Aber nein! Was sollte es denn sein?«

Er gab sie frei, erfaßte ihre Hand und so legten sie schweigend den Rest der Fahrt zurück — sie, ganz von Glück und Wonne erfüllt, er, mit übermenschlicher Anstrengung die Verzweiflung, die Hoffnungslosigkeit, die ihn innerlich beherrschte, still in sich zurückdrängend.

Vor dem Hause der Schwiegereltern angelangt, sprang er elastisch aus dem Wagen und hob seine

junge Frau mit fürsorglicher Zärtlichkeit heraus. Sie sah ihm forschend in die Augen. Er lächelte sie frohgemut an und schien seine Bewegung gänzlich überwunden zu haben. Oben in dem behaglichen Wohnzimmer verplauderte man noch eine Viertelstunde in Gesellschaft der Eltern. Dann zwinkerte der alte Herr seinem Schwiegersohn zu und die Mutter begleitete die jungen Eheleute in das für sie hergerichtete Schlafzimmer.

Zwei prächtige, breite Bettstellen waren mitten in das Zimmer gestellt, mit dem Kopfende an die Wand. Schneeweiß lockten die Kissen. Ein rosafarbener Himmel war geschmackvoll über dem Hochzeitsbett drapiert. Auch der Gobelin — eine Allegorie des Kusses — war von einer Draperie desselben Stoffes eingerahmt und wirkte sehr stimmungsvoll.

Die Brautmutter löste ihrer Tochter den Myrtenkranz und den Schleier aus dem Haar. Der junge Ehemann stand vor seiner Frau und ließ seine Blicke mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihr ruhen.

Da machte ihm die Schwiegermutter ein verstohlenes Zeichen.

Er sah es nicht. Sie faßte ihn sanft am Arm.

»Geh' doch. Helmut!« flüsterte sie ihm zu.

Er zuckte zusammen, wie aus einem Traume erwachend. Dann seufzte er tief und heftete noch einmal den verschwimmenden Blick auf seine junge Frau, die in ihrer holden Scham und Verwirrung nicht aufzuschauen wagte. Wenn ihm die Schwiegermutter nicht den Rücken zugekehrt hätte, sie hätte sich sicherlich entsetzt vor der Totenblässe seines Gesichts und der Verstörtheit seiner Mienen.

Die Brautmutter hakte ihrer Tochter die Taille auf.

»Findest du nicht, daß Helmut in letzter Zeit sehr nervös geworden ist?« fragte sie dabei.

Die Gefragte nickte nachdenklich.

»Ja, Mama. Und heute erst unterwegs — im Wagen. Ich bin furchtbar erschrocken.«

Die Brautmutter legte die Seidentaille auf einen nahen Stuhl. Die junge Frau stand im Korsett da. Aus dem spitzenbesetzten kostbaren Brauthemd leuchtete die marmorweiße zarte Büste. In eitler Selbstbewunderung blickte sie in den spiegelnden Trumeau und ein glückliches, verschämtes Lächeln, trat auf ihre Lippen, während sich ihr süße Gedanken und Empfindungen in Kopf und Herz regten.

Da ertönte plötzlich vom Nebenzimmer ein scharfer, lauter Knall. Die beiden Frauen sahen einander bestürzt, fragend an und standen einen Moment wie gelähmt. Dann stürzte die Mutter mit

gellendem Schrei nach der Tür. Die junge Frau folgte, an allen Gliedern zitternd, schreckensbleich, mit wankenden Knien. Ein entsetzlicher Anblick bot sich den Hereinstürmenden. Mitten im Zimmer lag röchelnd, blutüberströmt der junge Ehemann, den Revolver in den krampfhaft umklammernden Fingern. Die brechenden Augen richteten sich auf die junge Frau, die sie zum ersten- und letztenmal in ihrer unverhüllten Schönheit erblickten. Bewußtlos schlug ihre Stirn auf dem Fußboden auf.

Von der anderen Seite stürzte jetzt der Vater herein und gleich nach ihm die beiden Mädchen des Hauses.

»Einen Arzt! Schnell einen Arzt!« schrie der alte Herr. Dann beugte er sich erschüttert zu dem Sterbenden hinab, während seine Frau sich um die ebenfalls wie leblos daliegende Tochter bemühte.

Der Arzt konnte nur noch den inzwischen eingetretenen Tod des jungen Ehemannes konstatieren. Die Kugel, die der Selbstmörder sich in die rechte Schläfe geschossen, hatte gut getroffen. Es blieb nur übrig, der jungen Frau, die, wieder zu sich gekommen, in einen heftigen Weinkrampf verfiel, ärztliche Hilfe zu leisten.

Als die Tochter von der Mutter zu Bett gebracht worden war, las der alte Herr in tiefer Erschütterung den Brief, den er, mit seiner Adresse versehen, auf

dem Tisch des Zimmers vorgefunden, in dem sich der letzte Akt einer ergreifenden Tragödie abgespielt hatte. Der Brief lautete:

»Lieber Papa!

Ich bitte Dich und die gute Mama und vor allem meine arme, arme, unglückliche Else um Verzeihung, daß ich nun so viel Aufregung und Schmerz in Eure stille friedliche Häuslichkeit und in Euer Leben tragen muß. Vielleicht wäre es doch richtiger gewesen, wenn ich das Unvermeidliche, Schreckliche, dem ich doch nicht entrinnen kann, schon früher getan hätte. Aber Du weißt ja: der Mensch hofft, solange er atmet. Freilich, seit zwei Tagen weiß ich endgültig, daß mir keine Hoffnung mehr bleibt, daß es für mich keine Rettung gibt außer dem Tod. Vor zwei Tagen stand ich schon im Begriff, den letzten Schritt zu tun. Aber die Waffe entsank meiner zitternden Hand und ich konnte mich nicht entschließen. Ich wartete noch. Worauf? Ich weiß es nicht. Wunder geschehen ja doch nicht mehr. Aber mit achtundzwanzig Jahren freiwillig aus dem Leben scheiden, für immer jede Hoffnung auf Glück und Liebe aufgeben, wie schwer, wie bitter schwer ist das! So nahe dem schönsten, höchsten Glück des Lebens, im Besitz der Liebe eines bewunderten,

herrlichen Geschöpfes und doch ausgeschlossen von ihrer Liebe, verdammt, den Becher süßester Freuden von den verlangendem Lippen abzusetzen! Die letzten Nächte bin ich schlaflos in meinem Zimmer auf und ab geschritten, im furchtbarsten Kampf, dem ein gequältes Menschenherz ausgesetzt sein kann. Daß ich in diesen fürchterlichen Stunden heißesten seelischen Ringens nicht wahnsinnig geworden bin! Den geladenen Revolver auf dem Tisch anzusehen und sich sagen müssen: das ist dein Schicksal, dem du dich nicht entziehen kannst, und doch nicht den Mut zu finden, das letzte zu vollbringen — unbeschreiblich ist, das! Die Liebe zu Else hat mich schwach, energielos gemacht. So oft ich die Hand nach der Waffe ausstrecken wollte, hielt mich die heiße Sehnsucht, das glühende Verlangen nach ihr zurück. Nur noch einmal sie sehen, noch einmal ihre weiche, liebkosende Stimme hören, noch einmal in ihre schönen, treuen Augen mit dem schrankenlos hingebenden, vertrauenden Blick schauen, noch ein letztes Mal ihre Hand in der meinen halten, noch einmal in ihrem Kusse fühlen, wie lieb sie mich hat!

So kam es, daß ich zögerte und zögerte und das Ende von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde aufschob, und daß ich diese letzten Zeilen an meinem Hochzeitstage, an Dich schreibe, auf den Wagen

wartend, der mich mit meiner jungen Frau in die Kirche zur Einsegnung unserer Ehe führen soll.

Die Glückwünsche der Gäste, die Hochzeitstafel, Spiel und Tanz werden mich nicht zur Besinnung kommen lassen. Dann aber, wenn meine junge Frau glückbebend in der Hochzeitsnacht auf mich wartet, gibt es keinen Aufschub mehr, dann ist meine letzte Minute gekommen, dann muß ich mich hinwegschleichen, muß für immer dem Leben und dem Glück den Rücken kehren.

Freilich, mein Leben fristen könnte ich noch auf Jahre, hat mir der Arzt gesagt, ein armseliges, freudloses, hoffnungsloses, sieches Leben. Aber ausgeschlossen würde ich sein, unerbittlich ausgeschlossen vom höchsten Menschenglück, von Liebe und Ehe, denn mein Blut ist vergiftet und deshalb darf ich mich einem Weibe nie in Liebe nähern, deshalb darf ich nicht daran denken, einst fröhliche gesunde Kinder mein zu nennen.

Du wirst erschrecken bei diesem Bekenntnis, Du wirst Dich entsetzen, lieber Papa, Du wirst unwillkürlich ausrufen: Wie konnte er nur? Hatte er denn gar kein Gewissen? Wußte er denn nicht, was er seiner Braut schuldete?

Höre mich ruhig an und Du wirst mich verstehen und vielleicht auch entschuldigen. Niemand wird

mich tadeln, daß ich nicht besser bin, aber auch nicht schlechter, als andere junge Leute meines Alters und Standes. Mit achtzehn Jahren lernte ich die sinnliche Liebe kennen. Welcher junge Mann tritt denn rein in die Ehe? Wem fällt es ein, die Befriedigung des natürlichen Triebes bis zur Ehe aufzuschieben? Ich tat also nichts, um dessenwillen mich jemand, der die Welt und das Leben kennt, verurteilen wird. Ich verkehrte zunächst, wie das ja bei den ganz jungen Leuten üblich ist, mit käuflichen Weibern. Ein gütiger Zufall bewahrte mich vor Krankheit und anderen schlimmen Erfahrungen. Später aber schaffte ich mir, durch das Unglück eines Freundes gewitzigt, ein sogenanntes festes Verhältnis an. Ein junges Mädchen, die Angestellte eines Geschäfts, die ich zufällig kennengelernt hatte und die ich verführte, wurde meine Geliebte. Sie war mir treu, und so konnte ich mich auch unbesorgt dem unentbehrlichen geschlechtlichen Verkehr hingeben, ohne schädliche Folgen fürchten zu müssen. Da trennte uns ein Zerwürfnis. Dem ersten Verhältnis folgte ein zweites, dem zweiten ein drittes und so weiter. Das eine Mal war die Verheiratung, das andere Mal war Untreue des Mädchens, das dritte Mal meine eigene Unbeständigkeit die Ursache, daß ich mich ›veränderte‹. Das dauerte so acht Jahre und darüber,

bis ich Else kennenlernte. Als ich fühlte, daß ich sie liebte, brach ich sofort jede Beziehung zu anderen weiblichen Wesen ab. Ich weiß, daß es andere Männer damit nicht so eilig haben, aber ich empfand es als undelikat, als peinlich, als gefühlsroh, nachdem ich in Elses reiner Nähe geweilt, in ihr arglos vertrauendes Auge gesehen, zu einer anderen zu gehen und in ihren Armen brutaler Lust zu fröhnen. Als ich mich endlich verlobte, war ich schon fast ein halbes Jahr enthaltsam gewesen. Von da ab fiel mir die ungewohnte Enthalttsamkeit noch schwerer als vordem. Ich durfte vertraulich mit Else verkehren, ich durfte sie küssen, sie in meinen Armen halten, und wenn auch Elses Reinheit alle schlechten Wünsche verbannte, so waren doch meine Sinne und mein Blut durch das mir unnatürlich erscheinende Leben erhitzt und die geringste Erregung bereitete mir heiße Wallungen. Kurz, ich fing an, körperlich zu leiden. Mein Appetit ließ nach, mein Schlaf wurde unruhig, selbst bei der Arbeit ließ mir meine aufgestachelte Begierde keine Ruhe. Das war der Grund, warum ich seinerzeit bat, daß schon in drei Monaten die Hochzeit stattfinden möchte. Aber da kamen, wie Du weißt allerlei unvorhergesehene Ereignisse, die die Hochzeit immer wieder hinausschoben: mein verzögertes Avancement, das

wir gern abwarten wollten, eine Erkrankung Elses und anderes. Aus den drei Monaten waren sechs geworden und noch konnte der endgültige Termin der Heirat nicht festgesetzt werden. Mein Zustand war kaum mehr erträglich. Kein Wunder, denn fast neun Jahre hindurch hatte ich mich gewöhnt, meinen natürlichen Regungen freien Lauf zu lassen und mir hierin eher zu viel als zu wenig Freiheit zu gönnen und nun plötzlich, nicht allmählich, absolute Enthaltbarkeit strengstes Zurückdrängen aller sinnlichen Regungen, mit einem Worte: eine radikale Änderung meiner Lebensweise. Ich litt tatsächlich geistig und körperlich und mußte mir furchtbaren Zwang antun, um nicht den Versuchungen, die ja sozusagen auf Schritt und Tritt an ihn herantreten, zu unterliegen. Die Reden der Freunde, ihre die Phantasie erheizenden Erzählungen, Theater, Lektüre, das, was man auf der Straße sah, kurz das ganze moderne Leben stachelte ja unaufhörlich die natürliche Sinnlichkeit, Eines Nachts befand ich mich stark angeheitert in der Gesellschaft lustiger Freunde und Kollegen auf dem Heimwege. Der Alkohol hatte meine Begierde bis zum äußersten entflammt, dazu die Anekdote der Zechgenossen, die einmal wieder stark ›geschweinigt‹ hatten — verzeihe den Ausdruck, aber es ist ja nun mal der charakteristische

Terminus technicus — mit einem Wort: ich befand mich in einem Zustand, in dem die ruhige Überlegung nicht mehr den Ausschlag gab. Eine Dirne sprach mich auf der Straße an, ihre Reden und Gesten schürten die in mir lodernde Glut bis zur Unzurechnungsfähigkeit. Ich ging mit ihr. Wenige Tage später bemerkte ich, daß ich infiziert war. Furchtbar war die Ernüchterung, die Reue, die mich packte. Das war damals, als ich den Urlaub nahm, weil ich Else, weil ich Euch allen nicht unter die Augen treten wollte. Meine Lippen waren besudelt, mein Körper geschändet meine Arme hatte das käufliche Mädchen in gemeiner Lust umschlungen. Was ich von da ab litt, war entsetzlich. Mehr als einmal faßte ich der verzweifelten Entschluß, Else zu entsagen, aber die Überlegung daß ich nicht nur mich, sondern auch sie, die Schuldlose, damit schwer treffen würde, hielt mich ab, diesem Impulse zu folgen. Auch in Rücksicht auf Dich und Mama und die ganze Familie, die durch eine Zurücknahme der Verlobung, so kurz vor der angesetzten Heirat schwer kompromittiert sein würde, durfte ich ja nicht mehr zurücktreten. Auch wurde ich mit der Zeit ruhiger. Ich sagte mir, daß mir, wenn ich nicht ganz freizusprechen war, doch starke Milderungsgründe zur Seite standen. Dazu kam, daß ich ja die Hoffnung

nicht aufgab, wieder ganz hergestellt zu werden. Zunächst kam es darauf an, Vorwände zu erfinden, um die Hochzeit immer wieder hinauszuschieben. Es gelang mir, niemand von Euch ahnte den wahren Grund. Inzwischen ließ ich nichts unversucht, um mich zu kurieren. Ich reiste wiederholt nach Berlin und konsultierte die berühmtesten Spezialisten. Aber meine Hoffnung verringerte sich von Tag zu Tag. Die einen sagten zwar, ich könnte auf Wiederherstellung rechnen, aber andere wieder — und gerade die angesehensten und renommiertesten unter den Ärzten — erklärten meinen Zustand für nahezu aussichtslos. Vor drei Tagen sprach ich Professor L, noch einmal. Er wollte anfangs nicht recht mit der Sprache heraus. Als ich ihn jedoch auf Ehre und Gewissen befragte und ihm meine wahre Lage enthüllte, erklärte er mir unumwunden, daß ich nie daran denken dürfe, zu heiraten, denn mein Zustand sei hoffnungslos. Da wußte ich, daß ich zum Tode verdammt war. Ohne Else leben, sich, aller Lebensluft beraubt, unter unaufhörlichen Selbstvorwürfen und inneren Martern hinschleppen, nein, tausendmal nein! Da war ja der Tod das leichtere, die Erlösung.

Wie furchtbar ich in den letzten Tagen gelitten, ist einfach unbeschreiblich. Meine ganze Weltanschauung, meine Auffassung vom Leben,

meine Anschauungen von Staat und Gesellschaft gingen in Trümmer. Auf der einen Seite wirkte das moderne Leben aufreizend, aufstachelnd auf die Sinne des jungen Mannes, auf der andern Seite schob es die Möglichkeit zu heiraten, besonders in den gebildeten Ständen, immer weiter hinaus. Ich erkannte, daß das Wort von der ›besten der Welten‹ eine sinnlose, mehr eine hassenswerte, ruchlose Phrase war. Ich sagte mir, daß die Verteidiger der Staats- und Gesellschaftsordnung seichte oder gewissenlose Schwätzer waren. Habe ich zu schwarz gesehen, wenn ich fand, daß alle unsre Einrichtungen altersschwach, kulturwidrig, unhaltbar geworden? Fieberte ich, delirierte ich, wenn ich zu erkennen glaubte, daß diejenigen recht haben, die da behaupten, eine neue soziale Ordnung müsse geschaffen werden, um gesündere, menschenwürdigere Zustände herbeizuführen? Ich weiß es nicht, meine Gedanken verwirren sich, ich kann nicht mehr mit ruhiger Überlegung urteilen. Nur das eine erkenne ich, empfinde ich klar, daß es nicht meine Schuld allein ist, wenn ich nun meinem Leben gewaltsam ein Ende machen muß und Trauer und Schande über Euch bringe.

Darum wirst Du allmählich, wenn der erste Schrecken, die erste Entrüstung, der erste Schmerz

überwunden ist, milder über mich denken und
vielleicht noch einmal dahinkommen, ganz zu
verzeihen. Einen letzten Gruß an Else, an Euch alle
von Eurem unglücklichen

Helmut.«

Zwei vergessene Strafrechtsparagrafen.

Die Hochzeitstafel wird aufgehoben, die Gäste zerstreuen sich in die kleineren Räume neben dem großen Saal, um den Kaffee zu trinken. Indes wird die Tafel von den flinken Kellnern abgeräumt. Darauf werden Tische und Stühle zur Seite geschoben und der Parkettfußboden gefegt. Und nun endlich stimmt das Quintett das Vorspiel zu einer Polonaise an.

Die Gesichter der jungen Mädchen erglühen, die Augen blitzen freudig. Nun kommt der schönste Teil der Hochzeitsfeier, dem sie den ganzen Nachmittag und Abend über mit geheimer Ungeduld entgegengesehen haben.

Die Paare stellen sich auf. Hinter dem Arrangeur zuerst das Brautpaar. Es ist ein sehr ungleiches Paar: sie eine zarte, schlanke Blondine von etwa achtzehn oder neunzehn Jahren. Wie eine keusche Himmelsbraut, die den Freuden des Lebens entsagt hat, sieht sie in ihrem weißen Gewand mit dem lang herabfallenden Schleier und mit der rührend hilflosen Miene aus. Jede Linie ihres lieblichen Kindergesichts mit den blauen, verschüchtert blickenden Augen

zeugt von mädchenhafter Unberührtheit und Unschuld. Unmöglich treibt sie Liebe, eigener Wille und Wunsch in die Arme dieses derben, dicken Mannes, der ungefähr zwanzig Jahre älter sein mag. Seine ungeschlachten, plumpen Bewegungen stehen in schreiendem Kontrast zu der ungekünstelten natürlichen Anmut der jungen Frau. Über sein fleischiges, vollwangiges Gesicht, das in dunkelstem Rot glüht, gleitet ab und zu ein faunisches Lächeln. Seine hinter scharfen Brillengläsern funkelnden Augen blicken lüstern, süßlich lächelnd zu der ihm am Arm hängenden zierlichen Frauengestalt hinab. Sie zuckt jedesmal zusammen und senkt hastig ihr erlassendes Antlitz und ein ahnungsvoller eisiger Schrecken durchschauert sie, so oft sie seinen sprühenden Blicken begegnet.

Nur einmal huscht ein flüchtiges Lächeln über ihre Züge. Eine Strähne seines spärlichen, kunstvoll über den platten, leuchtenden Schädel hinaufgekämmten Haares ist herabgeglitten und hängt ihm lang über den Frackkragen.

Als die Polonaise vorüber ist, flüstert er ihr ein paar Worte ins Ohr.

»Na, Käthchen, wie wär's, drücken wir uns?«

Sie schrickt wieder zusammen. Ihr Herz hämmert furchtbar in dem engschnürenden Korsett. Ist's von

der lebhaften Bewegung des Tanzes?

Sie hat noch nichts erwidert, als er sich tief zu ihrem Ohr hinabbeugt, während zugleich seine Hand ihre zarten Fingerchen schmerzhaft ungestüm preßt.

»Du weißt,« flüstert er girrend — »endlich allein!«

Ein faunisches Lächeln verbreitert seinen Mund fast von einem Ohr bis zum anderen. Ihre Augen flirren unruhig, ihr Atem geht heftig.

»O nein — noch nicht!« erwidert sie hastig, schluckend, keuchend. »Du mußt ja doch — doch noch mit meinen Freundinnen tanzen.«

Er lacht laut auf, ein wenig verdrießlich.

»Au verflucht das hätt' ich beinah' vergessen!« ruft er derb. »Na denn man zu! Wenn's nicht anders sein kann!«

Er führt sie zu einem leeren Stuhl und setzt sich neben sie. Dann zieht er das Taschentuch und wischt damit über das glänzende, schweißtriefende Gesicht. Sein Atem geht keuchend, stoßweise. Der wirblige Walzer zum Schluß der Polonaise hat den korpulenten Mann ganz aus seinem Gleichgewicht gebracht. Sein mächtiger Bierbauch, der in der leuchtenden weißen Weste markant hervortritt, hüpfet förmlich auf und ab. Die fleischigen runden Finger seiner Rechten tasten nach der Hand der neben ihm Sitzenden und streicheln sie liebkosend. Aber er kann

sich keine lange Ruhepause gestatten. Schon stimmen die Musiker eine Polka an. Er erhebt sich seufzend.

»Der Teufel hole die Höflichkeitspflichten!« brummt er. »So'n neugebackener junger Ehemann sollte sich schonen und alle seine Kraft für seine junge Frau aufsparen.« Ein verschmitztes Grinsen breitet sich über sein Gesicht. »Na laß nur gut sein! Nach zwei, drei Pflichttänzen reißen wir heimlich aus und dann —« Er faßt sie unter das Kinn und zwinkert ihr mit seinen in feuchtem Glanz schwimmenden Augen zu.

Ein Schauer durchrinnt ihren jungfräulichen Körper. Sie blickt dem schwerfällig Davonstapfenden nach und eine unendlich quälende Empfindung schnürt ihr die Brust zusammen. Sie hat es nie so stark als in diesem Augenblick empfunden, wie unendlich widrig ihr sein Wesen ist, seine derbe Art seine groben Späße, seine Vorliebe für Zweideutigkeiten.

Sie streicht sich über die Stirn und blickt wirr, fragend um sich. Ist es denn wahr? Sie ist die Braut nein, die Frau dieses rohen, ordinären Menschen, der ihr immer einen starken Widerwillen eingeflößt hat?

Ein grenzenloser Abscheu, eine heftige Empörung erhebt sich in ihr. Wie war es nur gekommen? Wie

hatte sie sich nur dazu verstehen können, sich mit ihm zu verloben, zu verheiraten?

Sie hat keine Zeit darüber nachzudenken. Ein junger Mann, einer ihrer Verwandten tritt eben an sie heran, um sie zum Tanze aufzufordern. Und dem ersten Tänzer folgte ein zweiter, dem zweiten ein dritter. Sie fliegt förmlich von einem Arm in den anderen. Eine wilde Tanzlust scheint plötzlich über sie gekommen. Vergebens sind die Mahnungen ihrer Mutter, sich nicht zu stark zu echauffieren und einmal einen Tanz zu überschlagen, sie schüttelt nur mit dem Kopf und tritt bereitwillig an, so oft einer der Herren sie um einen Tanz bittet. Nur in den Pausen zwischen den Tänzen, während die Musik schweigt, muß sie wohl oder übel rasten und neben ihrem Gatten sitzen, ihm ihre Hand, die er fortwährend tätschelt, überlassen, den beinahe heißhungrigen Blick seiner Augen ertragen und seine nicht eben delikaten Bemerkungen anhören, die rückhaltlos seine lodernde Ungeduld verraten, das Fest zu verlassen.

Vier Rundtänze sind vorüber. Der junge Ehemann ist wie aufgelöst. Kaum gelingt es ihm mehr mit der »Zwangsanleihe«, die immer wieder herabrutscht, die Blöße des Schädels zu verdecken. Mit dem Taschentuch wischt er sich unaufhörlich das Gesicht.

»Puh! Wenn's nur erst vorbei wär'!«

Er zieht seine Taschenuhr.

»Zehn Minuten vor elf. Höchste Eisenbahn!« sagt er zu seiner jungen Frau gewandt. »Fünf Minuten vor zwölf geht unser Zug. Zeit daß du dich fertig machst!«

Aber sie hört nicht darauf, denn eben hat sich einer der Gäste vor ihr verbeugt. Bereitwillig, freundlich lächelnd steht sie auf und in der nächsten Sekunde wirbelt sie mit ihrem Tänzer davon.

Ärgerlich sieht ihr der Ehemann nach. Er fiebert förmlich danach, mit seiner hübschen, zierlichen kleinen Frau, in die er nun mal bis über beide Ohren verliebt ist, endlich allein zu sein. Es ist ihm ohnedies verdrießlich genug, daß er sich, dem Zwange des Herkommens nachgebend, zu der Hochzeitsreise hat verstehen müssen. Gar zu gern hätte er sich wenigstens vor dem Antritt der weiten Reise für ein Stündchen behaglich mit seiner jungen Frau von dem Trubel der Gäste zurückgezogen. Und nun wird es Hals über Kopf gehen, damit sie noch rechtzeitig den Schnellzug erreichen. Nichts haßt er so sehr, als Eile und Überstürzung.

Heftig winkt er seiner Schwiegermutter. Ihren vereinten Bemühungen gelingt es, Käthchen verstohlen aus dem Saal zu bringen. Ein

Fremdenzimmer des Hotels, in dem die Hochzeit gefeiert wird, ist für das junge Ehepaar reserviert worden. Das Dienstmädchen aus dem Elternhause wartet schon mit Käthchens Reisekleidern. Mit den beiden Frauen betritt auch der Ehemann das Zimmer. Mit einem Aufatmen des Behagens läßt er sich in einen Sessel fallen und richtet seine Augen begierig, erwartungsvoll auf seine junge Frau.

Das Dienstmädchen löst ihr vorsichtig mit einer bewunderungsvollen, fast feierlichen Miene den Brautkranz aus dem Haar und den wallenden Brautschleier. Auf dem Sofa und auf Stühlen liegen das dunkle einfache Reisekleid, Mantel und Hut; auch ein paar schwarze Knopfstiefeletten stehen bereit.

Als die Brautmutter nun der Tochter das weiße seidene Brautkleid aufhaken will, tritt Käthchen rasch einen Schritt zurück und wirft einen ängstlichen scheuen Blick auf den schmunzelnd zuschauenden Ehemann.

Die alte Frau versteht. Sie tritt rasch an ihren Schwiegersohn heran und flüstert ihm etwas zu: Erstaunt ärgerlich, entrüstet wehrt er ab.

»Dummes Zeug!« brummt er. »Bin ich nicht ihr Mann? Lächerlich!« Aber die Schwiegermutter läßt nicht mit Bitten nach. Es handelt sich ja doch nur um

ein paar Minuten. Nachher auf der Reise werde er ja genug mit ihr allein sein. Käthchen sei doch nun mal noch das reine Kind. Könne er nicht froh sein, eine so ganz unerfahrene, keusche, prüde junge Frau zu erhalten?

Rasch versöhnt erhebt er sich, schnalzend und beleckt sich nach seiner Gewohnheit die wulstigen Lippen, wie im Vorgeschmack eines köstlichen Genusses.

»Na also — schön! Aber in zehn Minuten bin ich wieder da!«

Er winkt seiner jungen Frau, die ihn ängstlich, mit scheuen, furchtsamen Blicken beobachtet, ermunternd zu. Dann stapft er hinaus. Die Brautmutter und das Dienstmädchen haken das Brautkleid auf. Die Hände der alten Frau zittern, ihre Mienen bewegen sich konvulsivisch. Ab und zu blickt sie verstohlen, forschend, fast mitleidig zu ihrer Tochter hin. Sie atmet schwer und gepreßt wie jemand, dem eine drückende Last auf der Seele liegt. Jetzt winkt sie dem Mädchen, das Zimmer zu verlassen. Kaum aber hat sich die Tür geschlossen, als die junge Frau laut aufschluchzend sich an die Brust der Mutter wirft.

»Aber Käthchen, Kind!« ruft die alte Dame erschrocken.

»Was — was ist dir denn?«

»Ach Mama!« stammelte die Weinende, von häufigem, heftigem Schluchzen unterbrochen »Mir ist so — so furchtbar angst. Kann — kann ich denn nicht bei euch bleiben, Mama?«

»Aber Kindl So sei doch vernünftig!« Frau Windolf streichelt ihrer Tochter liebevoll beruhigend die Wangen. »Sieh mal, du bist doch nun Frau und du weißt, daß es schon in der Bibel heißt: Du sollst Vater und Mutter verlassen das ist doch nun mal nicht anders.« Sie lächelt. »Mir ist es doch auch nicht besser ergangen. Das ist doch der natürliche Beruf des jungen Mädchens, Frau zu werden und —« sie bricht ab und fährt dann eifrig fort: »Manch' eine möchte froh sein, wenn sie an deiner Stelle sein könnte. Dein Mann ist reich, du wirst's mal gut bei ihm haben. Du wirst dir nichts brauchen abgehen lassen. Ja, ja, du bist gut dran. Mir ist's schwerer geworden. Herrgott, was habe ich nicht sorgen und kämpfen müssen! Du kannst von allem Anfang an aus dem Vollen wirtschaften. Franz ist ein guter Mann. Er wird dich auf den Händen tragen und dir alles geben, was dein Herz nur —«

Die Sprechende fühlt, wie die immer noch leise Weinende in ihren Armen zusammenschauert.

»Na, na!« sagt sie begütigend.

»Ach Mama!« Es dringt wie ein Verzweiflungsschrei aus der ringenden Brust herauf . . . »Ich fürchte mich doch so sehr vor ihm.«

Die Mutter fühlt sich im ersten Augenblick tief erschüttert und ein Zweifel, ein Bedenken, ein leiser Vorwurf regen sich in ihr. Aber sie verscheucht diese mindestens sehr unzeitgemäße Anwandlung rasch. Die Wertschätzung des Realen, Materiellen, die jeder Frau eigen, die durch ein Leben voll Sorgen und Mühen gegangen ist gewinnt wieder die Oberhand in ihr.

»Du Kindskopf, du!« sagt sie lächelnd, begütigend, wieder das blasse, verängstigte Gesicht liebkosend. »Warum fürchtest du dich denn vor ihm?«

Sie versucht das Gesicht der noch immer im Korsett vor ihr Stehenden aufzurichten. Aber die junge Frau drückt ihren Kopf mit krampfhafter Anstrengung wieder auf die Schulter der Mutter.

Frau Windolf blickt mit wehmütigem Lächeln auf ihr Kind herab. Verlegenheit und peinliches Unbehagen drücken sich in ihren zuckenden Mienen aus. Sie setzt eben an, um etwas zu sagen, als sich die Tür leise öffnet und das dicke, rote, neugierige Gesicht des jungen Ehemannes in der Spalte erscheint. Kaum erblickt er die unverhüllt schönen,

sanft gerundeten weißen Schultern, den Ansatz des mädchenhaft knospenden Busens, als seine Augen lüstern funkeln. Mit derbem Schritt tritt er ein.

Die junge Frau stößt einen lauten Schrei aus. Mit instinktivem Schamgefühl beugt sie sich hinab und drückt sich mit dem Oberkörper ganz in die Falten des Kleides ihrer Mutter und bemüht sich, sich in dem weiten bauschigen Rock einzuhüllen.

Frau Windolf winkt dem Schwiegersohn heftig zu gehen. Bestürzt bleibt er stehen, zögernd.

»Aber —« stottert er unwillig.

»Gehen Sie doch! Gehen Sie doch!« flüstert ihm die alte Dame aufgeregt zu. »Nur noch ein paar Minuten! Ich rufe Sie.«

Der junge Ehemann blickte noch immer mit glänzenden Augen nach seiner Frau. Aber sie hatte sich ganz tief hinabgebückt; er konnte von ihr nichts als einen Streifen des weißen, mit breiter Spitze besetzten Unterrocks sehen.

Kopfschüttelnd verwirrt zog er sich zurück.

Frau Windolf warf ihrer Tochter das dunkle einfache Reisekleid über.

»Du mußt nicht so scheu und abstoßend gegen Franz sein«, tadelte sie dabei mild. »Er ist doch nun mal dein Mann und du mußt doch nun dein ganzes Leben bei ihm verbringen.«

Sie räusperte sich und reckte sich unwillkürlich, während sie sich anschickte mit ernster, fast feierlicher Miene ein paar Erklärungen zu geben, ähnlich denen, die sie seinerzeit von ihrer Mutter gehört.

»Du mußt dir nun deiner Pflichten bewußt werden, Käthe, deiner Pflichten gegen deinen Mann. Er kleidet dich, er ernährt dich, er bietet dir ein Leben voll Luxus und Glanz und voll Freude, ein schönes, sorgloses Leben. Dafür mußt du ihm Achtung und Gehorsam und — Liebe entgegenbringen. Ja, auch auf deine Liebe hat er einen Anspruch, einen moralischen und gesetzlichen Anspruch.«

Die Augen der jungen Frau flirrten ruhelos; ihr liebliches zartes Kindergesicht errötete und erblaßte abwechselnd. Mit peinvoller Aufmerksamkeit hörte sie zu.

»Wenn du recht gut zu ihm bist« belehrte die erfahrene Frau weiter, »wirst du es einmal wie im Himmel bei ihm haben . . . Du fürchtest dich vor ihm? Unsinn! Dazu hast du doch keinen Grund. Er ist doch dein Mann, du bist seine Frau, und was die Ehe bedeutet, das weißt du doch.«

Sie stand jetzt vor ihrer Tochter und hakte ihr die Ösen des Halskragens zu.

Die junge Frau atmete krampfhaft; sie schluckte und würgte; ein Schluchzen saß ihr wieder in der Kehle. Jetzt umschlang sie ihre Mutter mit beiden Armen.

»Ach Mama, warum — — hättet ihr doch nicht — —! Warum habt ihr mich nicht lieber Werner Rie—«

Ihre Stimme erstarb in dem ungestümen Schluchzen, das sie nicht länger zurückhalten konnte.

Frau Windolf räusperte sich ärgerlich.

»Werner Riedel ist arm und nicht imstande, eine Frau zu ernähren«, gab sie stirnrunzelnd zurück.

»Überhaupt wozu fängst du auf einmal davon an? Das ist doch nun vorbei. Du bist doch nun Franz Koppens Frau. Sei froh, daß du's bist!«

Darauf schüttelte sie lebhaft mit dem Kopf.

»Weißt du, Käthe, du bist wirklich kindischer, als erlaubt ist. So war ich doch lange nicht. Auch ich habe deinen Vater nicht aus purer Liebe genommen. Mein Gott, wie das im Leben nun mal so ist. Und nachher haben wir doch ganz glücklich gelebt. Die Liebe, das Vertrauen stellt sich schon in der Ehe ein. Und überhaupt wenn erst Kinder kommen —! Na, was erschrickst du?« unterbrach sie sich. »Du weißt daß in eine rechte Ehe auch Kinder gehören. Das ist nun mal der Zweck der Ehe. So dumm bist du doch nicht mehr, daß du das nicht weißt. Und was ich dir

also noch mal ans Herz legen will: immer hübsch freundlich und nachgiebig gegen deinen Mann, hörst du! Und du mußt nicht gleich erschrecken, wenn dein Mann ein bißchen ungestüm und rücksichtslos ist. Mein Gott die Männer sind nun mal so. Sie wissen eben nicht wie unsereinem zumute ist.«

Die junge Frau hatte sich aufgerichtet und aufgehört zu weinen. Ihre Augen, die sich weit öffneten, starrten die Sprechende erschreckt, halb verständnislos an. In unbestimmten ahnungsvoller Angst und zugleich mit fieberndem Interesse hörte sie den weiteren Eröffnungen zu.

Frau Windolf streichelte wieder die blassen Wangen ihrer Tochter liebkosend.

»Fürchte dich nicht hörst du!« fuhr sie fort. »Wie gesagt du kommst schon darüber weg, jede kommt darüber weg und wenn sie in ihrer Dummheit auch gleich glaubt, nun ginge es ihr ans Leben. Du mußt nun immer denken, daß es sein gutes Recht ist, von dir Entgegenkommen und Willfährigkeit und — na ja, du weißt schon. Sei nicht trotzig und verbittert und ungerecht gegen ihn in deinem Herzen und schilt ihn nicht, auch nicht im geheimen bei dir selber schilt ihn nicht roh und brutal. Die Männer sind alle so —«

Sie hockte sich nieder, streifte der jungen Frau die weißen Brautschuhe ab und zog ihr die schwarzen

Stiefeletten an. Käthe ließ alles mechanisch mit sich geschehen. Ihre Augen waren noch immer weit geöffnet und starrten verstört wirr, wie die einer Schlafwandlerin, die nicht sieht, wenn sie auch mit offenen Augen umhergeht.

Frau Windolf richtete sich wieder auf und klopfte der noch immer wie versteinert Dasitzenden ermunternd auf die Schulter.

»Na, na — siehst ja ganz erschrocken aus.«

Sie zog die Apathische in die Höhe und half ihr in den Reisemantel, unaufhörlich dabei schwatzend.

»Ganz blaß bist du! Als wenn's zur — ja, als wenn's zur Hinrichtung ginge. Ich weiß ja, wie dumm man als junges Mädchen ist. Mein Gott, was habe ich mir nicht alles für Gedanken gemacht lauter dummes Zeug. Und« — sie lachte hell auf — »weißt du, was ich meinem Mann, deinem Vater, gesagt habe, als ich zum erstenmal mit ihm allein war? Ich habe ihn gebeten, er solle mich doch in Ruhe lassen, wir könnten doch auch so ganz gut miteinander leben. Na, da hat er natürlich furchtbar gelacht. Das gibts natürlich bei den Männern nicht die kennen keine Rücksicht keine Schonung, die denken nur an ihr Vergnügen . . . Ja, wo sind denn deine Handschuh'? Hat denn die Anna deine Handschuh' nicht mitgebracht?«

Sie suchte auf dem Tisch, auf dem Sofa, überall und eilte schließlich zur Tür. »Gleich bin ich wieder da, liebes Kind!«

Sie war draußen. Die junge Frau stand mitten im Zimmer. Eine an Wahnsinn streifende Aufregung hatte sich ihrer bemächtigt. Sie preßte mit beiden Händen ihre Stirn und ächzte und stöhnte. Mit einem Male erfaßte sie das volle Bewußtsein des ganzen Elends, der ganzen Erniedrigung, die ihr in der Ehe mit dem ungeliebten Mann, den sie verabscheute, bevorstand. Die Andeutungen ihrer Mutter gaben ihr zum erstenmal eine Ahnung von der vollen Bedeutung der Ehe, über die sie bisher nicht viel nachgedacht, mit der sie nur ganz unbestimmte, verschwommene Begriffe verbunden hatte.

Ein furchtbares Entsetzen, eine wahnsinnige Angst packte sie. Ihre Abneigung, ihr Widerwillen, ihr Haß gegen den Mann, den man ihr aufgedrungen hatte, war in diesem Augenblick so stark in ihr, daß sie bei dem Gedanken, sich schutzlos in seine Gewalt zu geben, bis ins innerste Mark erschauerte. Jede ruhige Überlegung, jede Besonnenheit schwand und nur das eine Verlangen war in ihr, sich ihm zu entziehen. Lieber alles andere erleiden, als sich ihm ergeben. Ihre von den Reden und halben Enthüllungen der Mutter aufgestachelte und erhitzte Phantasie malte

ihr das Schicksal aus, das ihrer an der Seite des derben, brutalen Menschen harrte, der nun als Gatte über sie zu verfügen hatte. Sie sah seine massive, plumpe Gestalt sein dickes, rotes Gesicht mit dem widerlich lüsternen Zug und den funkelnden feuchten Augen.

Fort fort! schrie es in ihr und sie stürzte mechanisch nach der Tür in dem unwiderstehlichen Drange nach Freiheit.

Und nun stand sie mit rasend pochendem Herzen auf dem Flur. Von rechts klang die rauschende Tanzmusik. Sie schauderte und wandte sich instinktiv nach links. Wie der Wind flog sie den Korridor hinunter, von der Furcht gehetzt noch im letzten Moment ertappt und zurückgeschleppt zu werden.

Richtig, da war eine Hintertreppe, die in den Hof hinabführte. Sie stürmte die Treppe hinab, über den Hof, auf die Straße hinaus. Niemand achtete auf sie. Auch auf der Straße eilte sie in fluchtartiger Eile vorwärts, im bloßen Kopf.

Es ist ganz still und menschenleer. Scheu huscht sie jedesmal vorüber, so oft ihr ein einsamer, verspäteter Passant begegnet. Und nun steht sie auf der Brücke, die die Vorstadt mit der inneren Stadt verbindet. Unten rauscht der Fluß. Der Reflex des Mondes glitzert wie flüssiges Silber auf den Wellen.

Sie fröstelt. Ist es von der Kälte der kühlen Herbstnacht oder ist es die Furcht vor dem Sprunge in das kalte nasse Grab?

Noch nicht ganz neunzehn Jahre hat sie durchlebt. Sie richtet sich von dem Geländer, über das sie sich gebeugt hat in die Höhe. Sterben? Nein, nein! Ein heißes Gefühl wallt plötzlich in ihr auf, die Lust zu leben. Bittere Reue packt sie und sie ringt verzweifelt die Hände.

Werner Riedel! Das Bild des schönen jugendfrischen jungen Mannes, dem ihr Herz seit ihrer Backfischzeit gehört, steht deutlich vor ihrer Seele.

Ein wehmütiges Lächeln zuckt um die Lippen der Einsamen.

Wie lieb sie sich gehabt haben! Erst vor wenigen Tagen hat sie seine Briefe verbrannt, die er ihr gelegentlich in den Ferien, wenn sie mit ihren Eltern verreist war, heimlich zugesandt hatte. Wie schwärmerisch er geschrieben und welche himmlisch schönen Gedichte er an sie gemacht hatte!

Da war eines Tages die Katastrophe gekommen. Der Vater hatte sie im Kontor überrascht gerade als Werner sie in seinen Armen gehalten.

Einen furchtbaren Skandal hatte es gegeben. Knall und Fall war Werner Riedel aus dem Geschäft des

Vaters, in dem er als Buchhalter angestellt gewesen, entlassen worden, und sie hatte die schrecklichsten Vorwürfe und Schelte über sich ergehen lassen müssen.

In der folgenden Zeit hatte der reiche Brauereibesitzer Franz Koppen viel in ihrem Elternhaus verkehrt und ihr allerlei Aufmerksamkeiten erwiesen. Selten kam er, ohne einen Blumenstrauß, eine Bonbonnière oder Bücher und Noten mitzubringen. Dabei lagen ihr die Eltern fortwährend in den Ohren, sie sollte freundlich zu Herrn Koppen sein, denn er sei einer der reichsten Männer in der Stadt und der Vater stände mit ihm in lebhaftester Geschäftsverbindung.

Und dann kam eines Tages sein Antrag. Die Eltern hatten ihr entsetzlich zugesetzt. Franz Koppen wäre die beste Partie in der Stadt. Besonders der Vater hatte ihr mit dringlichen Worten vorgestellt, daß sie sich geradezu versündigen würde, wollte sie etwa widersprechen.

Und da hatte sie schließlich in ihrer Rat und Hilflosigkeit ja gesagt, weil sie einfach keinen Widerstand mehr leisten konnte. Sie war ja von klein auf gewöhnt, mit unbedingtem Respekt zu ihrem Vater aufzublicken und seinen Anordnungen strikt zu gehorchen.

Die Brautzeit war sehr kurz gewesen, sie war gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Es gab so viel zu tun, um die Aussteuer in Ordnung zu bringen. Ja, zuerst war sogar etwas wie Stolz und frohe Genugtuung in ihr gewesen. Mit achtzehn Jahren verlobt! Es hatte ihr ein kindliches Vergnügen gewährt den breiten Verlobungsring an ihrem Finger zu betrachten.

Freilich, die Besuche des Bräutigams hatten sie mehr und mehr entnüchert. Anstatt sich an ihn zu gewöhnen, wie die Mutter es ihr vorausgesagt, hatte sie von Tag zu Tag einen größeren Widerwillen gegen ihn empfunden.

Aber erst jetzt gingen ihr die Augen vollends auf; erst jetzt erkannte sie schaudernd, wie unbedacht wie unrecht sie gehandelt — unrecht gegen sich selbst und gegen Werner Riedel.

Die Einsame schaudert wieder.

Gab es denn keinen Ausweg? Blieb ihr nichts als der Tod?

Sie beugte sich wieder über das Geländer und starrte in die leise plätschernden Wellen hinab. Ihre erregte Phantasie malte ihr aus, wie es sein würde, wenn sie den verzweiflungsvollen Sprung in die Tiefe tat, wie sie kämpfen, nach Luft ringen würde

und wie ihre Bewegungen schwächer und schwächer werden und endlich ganz erlahmen würden.

Und morgen oder übermorgen fischte man sie wohl als Leiche aus dem Wasser.

Sie richtete sich stöhnend wieder auf und prallte entsetzt vom Geländer hinweg und lief wie sinnlos auf der Brücke weiter, als könne sie so der Gefahr entrinnen. Das junge heiße Blut der elementare Drang nach Leben empörte sich gegen die willenlose, dumpfe Resignation, gegen den Gedanken an die Vernichtung durch sich selbst.

Als sie die Brücke passiert hatte, blieb sie nach Atem ringend stehen. Aber Stimmengewirr und der Schall von Schritten, die über die Brücke kamen, trieben sie nach kurzer Rast weiter.

Sie lief in blinder Hast von der Furcht gehetzt zu dem gräßlichen Menschen, dem sein Recht als Gatte Gewalt über sie gab, zurückgebracht zu werden.«

Nach einer Weile blieb sie stehen. Sie war ganz außer Atem. Zum Glück hatten sich die Stimmen und Schritte in eine andere Richtung verloren. Und nun versenkte sie sich von neuem in die Frage: Was tun?

Da kam ihr mit einemmal eine Idee, die ihre in sich zusammengesunkene Gestalt sich jäh aufrichten machte, die Lebensmut und Lebensluft in ihr entzündete.

Tante Amalie! Zu ihr wollte sie sich flüchten, bei ihr Schutz und Hilfe suchen. Tante Amalie, eine Schwester ihrer Mutter, war die einzige in ihrer ganzen Verwandtschaft gewesen, die der Verlobung mit dem reichen Brauereibesitzer heftig widersprochen hatte.

»Zum Heiraten soll man niemand zwingen«, hatte sie zu ihren Eltern gesagt »Ihr versündigt euch gegen euer Kind, wenn ihr sie veranlaßt, einen Mann zu nehmen, den sie nicht liebt.«

Freilich, dieser Widerspruch hatte nur zur Folge gehabt, daß ein Zerwürfnis zwischen ihren Eltern und Tante Amalie entstand, und daß die Tante, die in der Bezirkshauptstadt wohnte, nicht zu ihrer Hochzeit gekommen war.

Tante Amalie würde ihr gewiß eine Zuflucht bei sich gewähren und sie gegen ihre Eltern und gegen ihren Mann in Schutz nehmen. Und wenn Franz Kopp sah, daß keine Macht der Welt imstande war, sie zu bewegen, mit ihm zu leben, dann würde er selbst die gerichtliche Scheidung beantragen. War sie aber erst frei, dann — es stieg der Grübelnden heiß vom Herzen in die Wangen — dann konnte noch alles gut werden.

Schon wollte sie umkehren, um nach dem Bahnhof zu eilen, aber da fiel ihr ein, daß sie kein Geld bei

sich hatte und nun hörte sie auch von der nahen Kirchturmuhre die Mitternachtsstunde schlagen. Sie wußte, daß so spät kein Zug mehr nach der Bezirksstadt ging.

Wo die Nacht hinbringen? Sie dachte eifrig nach und ging die Reihe ihrer Verwandten und Bekannten durch. Aber bei jedem schüttelte sie den Kopf. Abgesehen von der Peinlichkeit mitten in der Nacht bei jemand anzuklopfen, konnte sie sicher sein, daß jeder einzelne von ihnen sich auf die Seite ihrer Eltern und ihres Gatten stellen und nichts Eiligeres zu tun haben würde, als sie wieder ihren Angehörigen zuzuführen. Ja, es war nicht ausgeschlossen, daß ihre Eltern und Franz Koppen eben bei allen die Runde machten, um nach ihr zu forschen.

Die Unglückliche stöhnte und von neuem kamen Furcht und Kleinmut über sie. Sie konnte doch nicht die ganze Nacht über auf der Straße herumgehen. Ja, von all der Aufregung und durchlittenen Angst war sie ohnedies am Ende ihrer Kraft angelangt. Die Knie zitterten unter ihr und sie war nahe daran, umzusinken.

Mit wirren Augen sah sie sich um. Wo war sie denn? In der Vorstadt in der Langenstraße. Wohnten nicht Werner Riedels Eltern in der Langenstraße?

Jawohl, weiter unten in einem kleinen zweistöckigen Hause.

Und nun wußte sie auch, wo sie die Nacht über Unterkunft finden würde. Frau Riedel würde sie sicher nicht zurückweisen und würde sie auch nicht ihren Eltern verraten, um so weniger, als sie die brüske Entlassung Werners ihrem Vater gewiß noch nicht vergessen hatte.

Ganz warm wurde ihr ums Herz bei dem Gedanken an die einfachen herzlichen Leute, die sie immer voll Freude und stolzer Genugtuung begrüßt hatten, wenn sie einmal in ihrer bescheidenen Häuslichkeit vorgesprochen hatte.

Diese Empfindung belebte ihre Tatkraft und sie eilte mit schnellen Schritten die Straße hinab. Vor dem Hause blieb sie stehen. In der zweiten Etage, in der Riedels eine kleine Wohnung innehatten, war noch Licht. Gott sei Dank! Sie waren noch auf und so brauchte sie die alten Leute nicht aus ihrem Schlummer aufzuschrecken. Aber wie ins Haus kommen? Sie drückte auf die Klinke. Vor freudiger Überraschung schoß ihr das Blut ins Gesicht. Die Haustür war offen. Ein günstiger Zufall half ihr. Zuversichtlich schlüpfte sie in den Hausflur und tappte sich an der Wand zur Treppe. Und nun leise die Treppe hinauf. An der Tür, die zur Riedelschen

Wohnung führte, blieb sie stehen. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen, während sie nun lauschte. Im Zimmer ging jemand auf und ab — Männerschritte waren es. War es Herr Riedel oder war es Werner?

Die Hand zitterte ihr heftig, als sie nun zu klopfen begann. Sie hörte, wie die Schritte drinnen sich der Tür näherten. Matt von Scham und Seelenangst vernichtet, hielt sie sich am Türpfosten fest.

Da wurde geöffnet Werner war es, den sie im nächsten Moment im Lichtschein erkannte. Er starrte in die Dunkelheit hinaus.

»Wer ist denn da?«

Da raffte sie alle ihre Kraft zusammen und trat ihm stumm entgegen, unfähig zu sprechen. Er erkannte sie nicht gleich. Erst als er von der Schwelle zurückgetreten war, und sie ihm einen Schritt ins Zimmer folgte, sah er beim Lampenlicht daß sie es war.

Seine Augen öffneten sich weit in starrem Staunen.

»Käthe!« rief er unwillkürlich »Du?« Dann verbesserte er sich schnell und ein Zug von Bitterkeit trat in seine Mienen. »Fräulein Windolf!«

Ihre Gemütsbewegung überwältigte sie und ganz gebrochen sank sie auf den nächsten Stuhl, schlug ihre beiden Hände vor das bleiche, matte, heftig

vibrirende Gesicht und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Er stand im ersten Augenblick ratlos. Dann gewann das Mitleiden, das alte Gefühl innigster Zuneigung über alle anderen Empfindungen die Oberhand in ihm.

»Käthe!« rief er und beugte sich erschüttert über sie. »Was ist denn geschehen? Warum kommst du denn so spät —«

Plötzlich brach er ab und schnellte wieder empor. Ein Gedanke durchzuckte ihn jäh.

»Aber ist denn nicht dein Hochzeitstag heute?«

Sie antwortete nicht, sondern schluchzte nur immer fassungslos. Er packte sich an die Stirn und wußte nicht was tun. Unentschlossen starrte er auf sie nieder. Eine heiße Regung in ihm wollte ihn wieder zu ihr hinabziehen, aber er bezwang sich und fragte von neuem: »Hat denn Ihre Hochzeit mit Herrn Koppen nicht heute stattgefunden?«

Sie nickte und nach einer Weile, während sie gegen ihre Tränen kämpfte, ließ sie ihre Hände sinken. Mit stammelnden Worten, oft von ihrer Bewegung unterbrochen, berichtete sie ihm von ihrer Flucht und ihrer Absicht sich zu ihrer Tante zu flüchten.

Er hörte ihr staunend zu; die brennende Glut, die ihm ins Gesicht schoß, seine flackernden Augen, sein stürmischer Atem verrieten deutlich, einen wie tiefen Eindruck ihre Erklärung auf ihn hervorbrachte.

»Das wolltest du tun, Käthe?« stammelte er mit verhaltenem Jauchzen. »Das wolltest du tun?«

Er stürzte vor ihr in die Knie nieder und sah mit leuchtenden Augen zu ihr empor. Auch sie verlor für einen Moment ganz das Bewußtsein ihrer Lage und empfand nichts als die Wonne seiner Nähe. Sie legte ihm ihre beiden Hände auf die Schultern, beugte sich hinab und sah ihm mit verzückten Blicken aus nächster Nähe in die Augen.

Da schreckte ein Geräusch von der Straße sie beide in die Höhe. Die Haustür wurde geöffnet und es trat jemand in das Haus.

Käthe sah den ihr Gegenüberstehenden fragend an.

»Mutter!« sagte er. »Sie war auf dem Bahnhof. Vater hat Nachtdienst. Da hat sie ihm heißen Kaffee gebracht.«

Die junge Frau zuckte zusammen. Das Bewußtsein ihrer peinlichen Lage nahm wieder beklemmend von ihr Besitz, im Nu war der seelische Rausch, der soeben ihre Sinne umschmeichelt hatte, verflogen.

Eine wahnsinnige Angst malte sich in ihren Augen.

»Ich gehe nicht zu ihm zurück«, flüsterte sie bleich. »Lieber sterben!«

Er trat rasch an sie heran und drückte ihr die Hand.

»Sei ruhig!« raunte er ihr ermutigend zu. »Ich spreche mit Mutter.«

Damit war er auch schon an der Tür. Draußen zog er seine Mutter in die Küche und berichtete ihr mit fliegenden Worten von dem nächtlichen Besuch.

Frau Riedel war im ersten Moment sprachlos vor Überraschung und gab nur durch ein heftiges Kopfschütteln ihren Empfindungen Ausdruck. Dann zog sie ihr Umschlagetuch fester um die Schultern und wollte zur Tür.

Werner hielt sie am Arm zurück.

»Wo willst du hin, Mutter?«

»Zu Windolfs — natürlich! Die werden ja doch nicht anders denken, als daß sie ins Wasser gegangen ist. Herrgott, was werden die sich nun ängstigen!«

Der junge Mann zeigte ein finsternes, verbittertes Gesicht.

»Laß sie! Verdienen sie's besser? Haben sie nicht ihr Kind verkuppelt an einen Menschen, den Käthe nicht ausstehen kann, ja verkuppelt, nur weil er reich ist. Pui Teufel! Und du, Mutter, du willst sie nun wieder in das Elend zurückstoßen. Und wenn sie sich

dann wirklich was antut, dann kommt ihr Blut über dich!

Die alte Frau sah ihren Sohn ganz erschrocken an.

»Ich? Aber Werner! . . . Also du meinst daß wir sie die Nacht über hier behalten sollen?«

Er redete dringlich auf sie ein und stellte ihr vor, daß es eine unerhörte Grausamkeit wäre, die Verzweifelte mitleidslos von der Schwelle zu weisen und zu ihren Eltern zurückzutreiben, die kein Herz und kein Erbarmen für ihr eigenes Kind besaßen. Es handele sich ja ohnedies nur um ein paar Stunden. Am —Morgen, vom Bahnhof aus, kurz vor ihrer Abreise, konnte sie dann an ihren Vater telegraphieren.

Frau Riedel willigte endlich schweren Herzens ein und ging ins Zimmer, um die in tödlicher Spannung Wartende freundlich zu begrüßen. Viel gesprochen wurde nicht, ein Lager auf dem Sofa war in wenigen Minuten zurechtgemacht und trotz allen erlittenen Aufregungen schloß Käthe bald die müden Augen.

Sie schlief fest und tief und hörte nicht als kurz nach sechs Uhr des Morgens Herr Riedel vom Nachtdienst zurückkehrte. Frau Riedel war schon auf und eilte ihrem Manne bekümmert schweren Herzens entgegen. Sie hatte sich in ihrer Befürchtung nicht getäuscht. Der schlichte ehrliche Mann war sehr

ungehalten. Freilich, sein Unmut machte sich, seinem Wesen gemäß, weniger in scheltenden Worten, als in einer entschlossenen Handlung Luft. Ohne sich eine Minute länger Rast zu gönnen, machte er sich, wie er war, sogleich auf den Weg ins Windolfsche Haus.

Als Frau Riedel ins Wohnzimmer zurückkehrte, erwachte Käthe. Freundlich lächelte sie der Eintretenden entgegen.

»Habe ich Ihnen Umstände gemacht liebe Frau Riedel? Na, in einer halben Stunde sind Sie den unbetenen Gast los.« Und dann in innigstem, aus tiefster Brust quillendem Gefühlston: »Ich weiß gar nicht wie ich Ihnen danken soll, meine liebe, gute Frau Riedel.«

Die alte Frau seufzte leise und brachte es nicht übers Herz, die Ahnungslose aufzuklären. Sie holte Waschwasser und ein Handtuch und kehrte dann in die Küche zurück, um den Kaffee fertigzumachen, immerfort auf den Zehenspitzen schleichend, um ihren Sohn nicht zu wecken.

Sie brachte eben das Frühstück ins Zimmer, als vor der Tür ein Wagen im schärfsten Trabe vorfuhr. Gleich darauf hörte man eilige Schritte im Hausflur und auf der Treppe. Bleich, aufs tiefste erschreckt sprang Käthe von ihrem Stuhl auf und sah fragend nach Frau Riedel hinüber. Die alte Frau wandte

schuldbewußt ihre Blicke ab. Zugleich erhob sie sich und öffnete die Tür.

Herr und Frau Windolf kamen hastig ins Zimmer. Hinter ihnen verschwand Frau Riedel in dem Flur.

Die Eintretenden sahen kummervoll und übernächtigt aus. Sie hatten augenscheinlich während der ganzen Nacht kein Auge zugetan. Sie schalten nicht und klagten nicht. Herr Windolf sank erschöpft heftig keuchend auf einen Stuhl, Frau Windolf erfaßte die Hand ihrer Tochter und wisperte nur leise: »Wie konntest du uns das antun, Käthe?«

Jetzt erst nahm der alte Herr das Wort

»Du hast uns alle furchtbar bloßgestellt Käthe«, sagte er mit müder, leiser Stimme. »Aber alles kann noch gut werden. Dein Mann wartet unten mit dem Wagen. Ihr fahrt von hier direkt nach dem Bahnhof. Unterwegs auf der Reise sendet ihr Ansichtskarten an alle Verwandte und Bekannte, damit sie sehen, daß alles in Ordnung ist.«

Käthe erwiderte nichts. Ihr Atem ging fieberisch. Sie hielt sich mit der Rechten an dem Tisch fest neben dem sie stand.

»Mach' dich fertig, Käthe!« mahnte der Vater mild.

Da kehrten ihr Bewegung und Sprache zurück.

»Nein, nein, nein!« stieß sie heftig hervor. »Ich will nicht ich, ich will nicht!« «

Es war wie ein Krampf in ihr. Sie bebte am ganzen Körper, ihre Augen flammten; die kindlichen weichen Züge waren kaum wiederzuerkennen.

Der alte Herr sah aufs höchste erstaunt zu seiner Tochter hinüber, als traue er seinen Augen und seinem Gehör nicht. Nie hatte sie so gesprochen. Nie in ihrem ganzen Leben hatte sie gewagt sich offen seinem Willen zu widersetzen. Es schien, als hatten sie plötzlich die Rollen getauscht. Sie war die Energische, Willensstarke geworden, er der Schwache, Bittende.

»Aber es ist doch dein Mann!« wandte er fast bescheiden ein.

»Ihr habt ihn mir aufgedrängt. Ich mag ihn nicht ich — ich verabscheue ihn.«

Er hob beschwörend die Hände.

»Aber Käthe! . . . Freilich, wir haben dir zugeredet, weil wir dein Bestes wollen und weil es — die letzte Rettung für mich war.«

Sein Haupt sank ihm auf die Brust. Frau Windolf fuhr sich über die Augen, die die hervorquellenden Tränen nicht mehr zurückhalten konnten. Eine dumpfe, beklemmende Pause entstand. Von draußen drang heftiges Stimmengewirr herein. Zwei Männer

stritten mit unterdrücktem mühsam beherrschten Stimmen. Dann hörte man, wie der eine den andern in einen jenseits des schmalen Korridors gelegenen Raum schob und die Tür laut ins Schloß zog.

Käthe stand noch immer am Tisch, den Kopf vorgebeugt und mit angehaltenem Atem nach dem Flur lauschend. Plötzlich machte sie eine Bewegung, als wollte sie hinauslaufen. Aber im nächsten Moment sank sie in den hinter ihr stehenden Stuhl und verhüllte ihr Gesicht in den Händen.

»Käthe!« mahnte die Mutter und zupfte sie am Arm. Die junge Frau erhob ihr verstörtes Gesicht »Dein Mann wartet unten — komm!« sagte die Mutter. Und als Käthe wieder mit einer ungestüm abwehrenden Geste antwortete, nahm der Vater von neuem das Wort.

»Wir können und wollen dich ja nicht mit Gewalt zu ihm zurückbringen«, sagte er immer in demselben bei ihm ganz ungewohnten milden Ton. »Ich will dir nur zu bedenken geben, daß du, wenn du dich weigerst mit ihm zu gehen, mich und deine Mutter zugrunde richtest.«

Sie sah ihren Vater fragend, verständnislos an.

Er seufzte, strich sich mit der Hand über die Stirn und fuhr fort: »Also, ich will dir reinen Wein einschenken. Seit Jahren arbeite ich mit einer

Unterbilanz. Schlechte Konjunktoren und verfehlte Spekulationen, die ich unternahm, um meine Verluste auszugleichen, haben mich in große Verbindlichkeiten gestürzt. Ich schulde deinem Manne nahezu fünfzehntausend Mark. Wenn du ihm nun die Blamage antust, wird er sich an uns rächen. Im nächsten Monat sind zwei große Wechsel von mir fällig, die in seinem Besitz sind. Verlangt er Zahlung, so bin ich ruiniert und mir bleibt nichts als der Konkurs.«

Den alten Mann trieb seine Erregung von seinem Sitz auf. Er fing an, mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Seinen düsteren, verzweifelten Mienen war anzusehen, daß er den Ernst seiner Lage nicht übertrieben hatte.

Frau Windolf ergriff die matt herabhängende Rechte ihrer Tochter und drückte sie in ihren beiden Händen.

»Rette uns, Käthe!« flehte sie. »Rette uns!«

Die junge Frau stöhnte in tiefster Qual. Sie lauschte von neuem nach dem Korridor. Ein unendlicher Schmerz zuckte in ihren Mienen.

»Käthe!« bat die Mutter abermals.

»Ich kann nicht, ich kann doch nicht!« stieß die Gequälte schreiend hervor.

Herr Windolf blieb mitten im Zimmer stehen.

»Komm«, sagte er zu seiner Frau gewandt. »Sie hat kein Herz mehr für uns. Es kümmert sie nicht, daß ihre Eltern auf ihre alten Tage betteln gehen müssen.« Aber die alte Frau hörte nicht, sie warf sich vor ihrer Tochter in die Knie nieder.

»Käthe!« schluchzte sie. »Willst du, daß dein Vater in Schande und Verzweiflung in die Grube fährt? Konkurs! Weißt du, was das für einen anständigen Geschäftsmann bedeutet? Das würde dein Vater nicht überleben. Du weißt ja freilich nicht, daß er schon einmal nahe daran war. Hand an sich zu le —«

Herr Windolf winkte heftig ab.

»Komm!« sagt er zu seiner Frau und wandte sich schwerfällig nach der Tür. »Komm, wir haben kein Kind mehr!«

»Vater!«

Käthe trat ein paar Schritte ihm nach.

An der Tür blieb Herr Windolf stehen, legte seinen Arm über den Türpfosten und preßte sein Gesicht darauf. Ein konvulsivisches Schluchzen schüttelte die große kräftige Gestalt des alten Mannes.

»Vater!«

Es war das erstemal, daß Käthe ihren Vater weinen sah. Das Herz wollte ihr in der Brust vor Weh zerspringen. Es war ein Anblick, den sie nicht ertragen konnte, der alles, was von kindlicher Liebe

und Achtung und Zusammengehörigkeitsgefühl in ihr lebte, zur hellen Flamme anfachte und im Augenblick jede andere Empfindung in ihr auslöschte.

Unfähig, ihre Bewegung zu beherrschen sank sie vor dem Weinenden nieder und umfaßte seine Knie.

»Vater«, stammelte sie zu ihm empor. »Lieber, lieber Vater, weine nicht weine nur nicht! Ich komme ja mit euch, ja, ja! Du sollst nicht verzweifeln nicht zugrunde gehen Vater, hörst du nicht Vater —?«

Frau Windolf hatte sich erhoben und huschte leise zur Tür hinaus, ohne daß es einer der anderen beiden merkte.

Herr Windolf drehte sich nach seiner Tochter um, die noch immer auf den Knien vor ihm lag, und streichelte ihr den Kopf, sah mit dankbaren unter Tränen lächelnden Blicken zu ihr hinab und gab ihr gute, liebevolle Worte.

Da kehrte Frau Windolf zurück und half ihrer Tochter in den Mantel und setzte ihr den Hut auf, den sie mit heraufgebracht hatte.

Käthe ließ alles willenlos mit sich geschehen, und sie wehrte sich auch nicht, als sie die Mutter nun unter den Arm faßte und mit sich aus dem Zimmer und die Treppe hinabzog.

Unten am Wagenschlag erwartete sie Franz Koppen. In seinen Mienen spiegelte sich ein

seltsames, fast komisches Gemisch von Freude, Genugtuung und zürnendem Unwillen.

Ein flehender Blick und Wink seiner Schwiegermutter veranlaßte ihn jedoch, mit seinen Empfindungen zurückzuhalten. Schließlich war er ja auch froh, daß sie sich kein Leid zugefügt, wie sie alle befürchtet hatten, und daß er sie nun wieder hatte, seine liebliche, anmutige kleine Frau, in die er zum Verrücktwerden verliebt war.

Er umfaßte sie sanft und half ihr in den Wagen und setzte sich neben sie. Auch die Eltern stiegen ein und fort ging es nach dem Bahnhof. Während der Fahrt hielt der junge Ehegatte fortwährend die Hand seiner jungen Frau in der seinen und streichelte und tätschelte sie.

Sie wehrte ihm nicht; starr saß sie da, wie leblos; ihre Blicke ruhten unausgesetzt auf dem verstörten verweinten Gesicht ihres Vaters.

In dem Wartesaal saßen sie alle an einem Tisch und tranken Kaffee, bis endlich zum Einsteigen gerufen wurde. Die Eltern begleiteten das junge Ehepaar bis zum Coupé. Beim Abschied kam noch einmal eine ungestüme Bewegung über Käthe. Sie hielt ihren Vater krampfhaft umschlungen, und es bedurfte erst des dringlichen Zuspruchs der Mutter,

um sie zu bewegen den Vater loszulassen und in den Waggon zu steigen.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, atmete Herr Koppen auf. Er hatte immer im stillen gezittert, es könnte sich noch irgend etwas Störendes, Unvorhergesehenes ereignen. Nun war er, beruhigt und konnte sich mit aller Behaglichkeit des Glückes freuen mit seinem schönen süßen Weibchen endlich allein zu sein.

Durch ein reiches Trinkgeld hatte er den Schaffner vermocht ihnen ein leeres Coupé anzuweisen; niemand störte sie.

Er nestelte der starr Dasitzenden den Hut aus dem Haar, strich ihr sanft die blassen Wangen und wagte sogar mit verliebtem Grinsen einen Kuß.

Käthe ließ willenlos, automatisch alles mit sich geschehen. Es schien, als hätten die Ereignisse der letzten Stunde sie zu Eis erstarrt, jeden eigenen Willen in ihr gebrochen und ihr die Fähigkeit zu denken und zu empfinden geraubt.

»Willst du dir's nicht bequem machen?« fragte er süßlich. »Du wirst gewiß müde sein.«

Er faltete eine der mitgenommenen Reisedecken zusammen und legte sie an das Kopfende. Dann umschlang er sie sanft mit dem einen Arm und umspannte mit der anderen Hand ihre Füße und

bettete die Apathische auf dem Polster der Länge nach. Zuletzt breitete er die zweite Reisedecke über sie, was eine geraume Zeit in Anspruch nahm, denn er umwickelte sie sorgsam mit tastenden Händen, während ein süßliches, faunisches Lächeln in seinem derben roten Gesicht erschien.

Sie lag mit geschlossenen Augen regungslos und ließ es widerstandslos geschehen, daß seine Hände prüfend über sie hinstrichen.

Als er wieder ihr gegenüber Platz genommen, ließ er seine verliebten Blicke über sie hinschweifen, die Konturen ihrer zarten, schlanken Gestalt in sich aufnehmend. Endlich aber überwältigte auch ihn die Müdigkeit; auch er streckte sich lang auf die andere Bank und versank bald in einen tiefen Schlummer.

Spät am Abend kamen sie in München an. In einem der ersten Hotels waren zwei Zimmer telegraphisch von ihm bestellt, ein Schlafzimmer und ein kleiner Salon. In letzterem war bereits gedeckt und ein auserlesenes Souper wurde aufgetragen, nachdem sich die beiden Reisenden gewaschen und ein wenig Toilette gemacht hatten.

Der junge Ehemann war von großer Munterkeit. Sein geräuschvoller Frohsinn stand in schneidendem Kontrast zu dem stillen, starren Wesen der neben ihm Sitzenden. All sein lebenswürdiges Zureden war

vergeblich; sie schob nur einige wenige Bissen in den Mund, und sooft er den Kelch mit dem perlenden Sekt erhob, um mit ihr anzustoßen, netzte sie kaum ihre Lippen.

Desto mehr sprach er den Speisen und dem Weine zu. Die Röte in seinem Gesicht wurde immer dunkler, seine Augen funkelten immer lebhafter und sein Atem ging laut und lauter. Dabei rückte er ihr mit seinem Sessel immer näher; seine Mienen lächelten sie immer verliebter an. Zuletzt legte er den Arm um sie und zog ihren zitternden Oberkörper an sich heran und flüsterte ihr brünstige Koseworte zu.

Ihr Gesicht war geisterbleich; hin und wieder lief ein krampfhaftes Zucken durch ihren Körper. Aber er bemerkte es in seiner wachsenden Erregung nicht.

Endlich entzog sie sich ihm und stand auf.

Seine Zunge glitt über die wulstigen Lippen und seine Züge nahmen den gierigen, grausam lüsternen Ausdruck eines Marders an, der seine Beute wittert.

Dann entwich sie in das Schlafzimmer und zog die Tür hinter sich ins Schloß. Er lächelte. Wartend und lauschend stand er an der Tür. Das Rascheln ihrer Kleider fachte das wilde Begehren in ihm zur lodernden Flamme an.

Rücksichtslos drang er in das Nebengemach. Sie stand mitten im Zimmer, schon halb entkleidet.

Entsetzt starrte sie ihn an, in ihren Augen und Mienen drückte sich verzweifelte Angst ergreifende Hilflosigkeit aus. Aber ihn rührte weder ihr stummes Flehen, noch ihre kindliche Furcht. Ihr Anblick stachelte ihn im Gegenteil zu rücksichtslosem Begehren an.

Da bäumte sich noch einmal ihre ganze Widerstandskraft ihr Abscheu und ihr Entsetzen auf. Alles in ihr war wilde, verzweifelte Abwehr. Es war ein entsetzliches Ringen und Kämpfen. Aber ihr kindlich schwacher kleiner Körper erlahmte bald in dem verzweifelten vergeblichen Kampf gegen die brutale überlegene Mannesgewalt . . .

Am andern Morgen erwachte sie früh. Ihr Mann schnarchte behaglich in seinem neben dem ihrigen stehenden Bett. Der Mund stand ihm weit offen; lange Haarsträhnen hingen ihm zu beiden Seiten des ordinären, roten, gedunsenen Gesichts herab.

Sie fühlte sich wie zerschlagen und empfand heftige Schmerzen im Kreuz; leise kleidete sie sich an und schlich in das Nebenzimmer. Hier warf sie sich auf das Sofa und verbarg in Scham und Verzweiflung ihr Gesicht im Polster. Geschändet besudelt kam sie sich vor, wie eine, der irgendein roher Bursche auf offenem Felde in plötzlichem Überfall Gewalt angetan hat.

Sie hatte das Gefühl, als sei etwas in ihr zerbrochen und gestorben, das nie wieder zum Leben erwachen würde . . .

Namensheirat.

»So sind sie nun nicht zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.«

Den Lippen des Predigers entströmten die oft zitierten bedeutungsvollen Matthäus-Worte. Mit einer unwillkürlichen Bewegung neigte die schöne Braut ihr marmorblasses Gesicht. Es zuckte und wühlte in ihren Mienen und sie mußte die ganze ihr zu Gebote stehende Willenskraft aufbieten, um sich aufrechtzuerhalten und die so bitteren Empfindungen, die ihr Herz zusammenkrampften, in sich zurückzudrängen und nicht laut aufzuschreien vor Schmerz und Abscheu.

Der Mann, der scheinbar andächtig, so ganz der heiligen Handlung hingegeben neben ihr kniete, flößte ihr Entsetzen und Verachtung ein. Nie hatte sie ein wärmeres Wort mit ihm gewechselt, nie einen Händedruck mit ihm getauscht. Ihre Beziehungen waren rein formale, sozusagen geschäftliche.

»Was nun Gott zusammengefügt, hat soll der Mensch nicht scheiden.«

Wie ein Leitmotiv zog sich das Wort durch die feierliche Ansprache des Geistlichen. Die schönen salbungsvollen Worte klangen ihr wie eine Gotteslästerung, wie eine freche Verhöhnung des heiligen Ortes, der heiligen Handlung, die eben an ihr und dem ihr innerlich ganz fremden Menschen vollzogen wurde. Nein, nicht Gott, sondern — der moderne, vielfach gebrauchte Weg der Zeitungsannonce hatte sie zusammengeführt und eine rein geschäftliche Abmachung hatte den Pakt, der nun die kirchliche Weihe erhielt, vollzogen. Hätte der Prediger, wenn es ihm ernst war mit seinem Gottesglauben, wenn er sich wirklich als Vertreter der höheren, heiligen Macht fühlte, die alles Niedrige, Gemeine verabscheute und strafte, hätte er da nicht anstatt ihren rein äußeren Bund einzusegnen, zornig dazwischentreten und sie von dem heiligen Platz am Altar, den sie schändeten in frommer Entrüstung davonjagen müssen? Er dachte gar nicht daran. Im Gegenteil, er schien mit ganz besonderer Sorgfalt seine wohlklingende, feingefügte Rede vorbereitet zu haben, war ihm doch ein generöses Honorar sicher. Und nachher, nach der Trauung, würde er sich nicht scheuen, an der prunkvollen Hochzeitstafel Platz zu nehmen und mit den übrigen Hochzeitsgästen auf das Wohl des jungen Ehepaares anzustoßen. Freilich, das

konnte er ja nicht wissen, das war ja strengstens als Familiengeheimnis gehütet worden, daß sie den Myrtenkranz, den sie in ihrem Blondhaar trug, nicht mehr verdiente und daß es nur mit Aufbietung diskreter Toilettenkünste möglich gewesen, die Welt über ihren wahren Zustand zu täuschen.

»Was nun Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.«

Das Ohr der Braut vernahm, wie weibliche Glieder ihrer Verwandtschaft sich hinter ihr räusperten, wie sie sich schneuzten in Rührung und Tränenseligkeit.

Sie lächelte bitter in sich hinein. Die Heuchlerinnen! Ahnten sie denn nicht, daß das Ganze eine Farce war? Freilich, auch sie hätte weinen, blutige Tränen vergießen mögen, aber nicht vor Rührung, sondern vor Schmerz, Zorn und Erbitterung über die Lüge und Heuchelei, über die Grausamkeit und sinnlose Unvernunft, die die Welt regiere.

Warum mußte sie nun diesem Jammerlappen an ihrer Seite, diesem verächtlichen käuflichen Menschen angetraut werden, der Form, des Namens wegen, anstatt an der Seite des heißgeliebten Mannes des Glückes teilhaftig zu werden, nach dem sie mit aller Glut ihres leidenschaftlichen Herzens begehrt hatte? Er aber, der Geliebte, der Ehrenmann hatte in

den Tod gehen müssen und sie mußte für immer unglücklich, einsam durchs Leben wandeln.

So hatten es die Satzungen der Menschen, die Sinnlosigkeit ihrer Einrichtungen gewollt, die darauf ausgingen, das äußerliche Prestige, den Schein zu wahren, gleichviel ob das Beste im Menschen darüber zugrunde ging . . .

Nur wenige Monate waren es her, daß sie ihn kennengelernt hatte, den schönsten, edelsten Mann, dessen Andenken ihr immer heilig und unvergeßlich sein sollte und an den sie auch heute, gerade heute denken mußte, während sie im Begriff war, die Frau eines anderen zu werden. Auf einem Wohltätigkeitsfest war es, da sie den Leutnant Hans von Wartenberg kennenlernte. Ein Assessor, der in ihrem elterlichen Hause verkehrte, hatte sie miteinander bekanntgemacht. Sie hatte viel geplaudert und getanzt mit ihm und sich noch in derselben Nacht sterblich in ihn verliebt,

Ob sie einen ähnlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte, war ihr vorläufig noch nicht bewußt geworden. Jedenfalls hatte er den von ihr erwarteten Besuch in ihrer Familie nicht gemacht. Ein Zufall hatte sie einige Zeit darauf auf der Eisbahn zusammengeführt. Auch hier hatte er sich angelegentlich mit ihr unterhalten und ebenso an den

anderen Tagen, an denen sie auf dem Eise zusammengetroffen waren. Das Band inniger Sympathie, feinfühligem Verständnisses, schlang sich immer fester um sie, wenn auch nie ein Wort die in ihnen keimende und von Tag zu Tag wachsende Leidenschaft offenbarte. Nur in den Blicken, die einander suchten in dem unwillkürlichen unbewußten Druck der Hand lag das Geständnis ihrer gegenseitigen Zuneigung. Da entlockte eines Tages ein kleiner Unglücksfall dem jungen Offizier das erste Wort der Liebe. Sie war, während sie einige der von ihm produzierten Schlittschuhkünste nachmachen wollte, gefallen und hatte sich dabei den Fuß verstaucht. Wenn auch, wie sich bald erwies, keine schwere Verletzung vorlag, so war sie doch zunächst unfähig gewesen, sich ohne Hilfe zu erheben und fortzubewegen. Und da hatte sie der Offizier ohne Zaudern in seine Arme genommen und den weiten Weg nach dem Ufer zurückgetragen. Dabei hatte er die ruhige Besonnenheit verloren und hatte sich zu ihr, die sich hingebungsvoll an ihn geschmiegt und trotz ihrer Schmerzen mit aufleuchtenden Augen zu ihm emporgeblickt hatte, hinabgebeugt, hatte ihr süße, leidenschaftliche Liebesworte zugeflüstert und sie schließlich, von

seiner Bewegung widerstandslos fortgerissen, auf die ihm entgegenbebenden Lippen geküßt.

In wenigen Tagen war sie wieder hergestellt und wieder auf der Eisbahn erschienen. Er empfing sie mit verhaltener Freude, mit einer Miene, in der sich das Glück, sie wiederzusehen mit zögernder Zurückhaltung und einer gewissen Befangenheit und Unsicherheit mischte. Schließlich aber war seine Beklommenheit einer offenen ehrlichen Erklärung gewichen. Auch er habe gleich am Abend ihres ersten Zusammentreffens eine starke Sympathie für sie gefaßt. Daß er trotzdem nicht am anderen Tage seinen Besuch gemacht und sich erkundigt habe, wie ihr das Fest bekommen, sei absichtlich geschehen, weil er befürchtet habe, bei näherer Bekanntschaft sich unrettbar in sie zu verlieben. Und das zu vermeiden habe er für seine Pflicht gehalten. Sein Vater sei sehr stolz auf seinen alten Adel und würde niemals eine Verheiratung seines Sohnes mit einer bürgerlichen Dame billigen, um so weniger, wenn es sich um die Verbindung mit einer dem Handelsstande angehörigen Familie handelt. Auch in seinem sehr exklusiven Garderegiment würde er sich durch eine solche Heirat unmöglich machen. Und nun möge sie verzeihen, daß er nicht stark genug sei, um alle Fesseln zu zerbrechen und seine Vergangenheit zu

vergessen. Er kenne die Anschauungen seines Vaters genügend, um zu wissen, daß er es ihm nie verzeihen und sofort den Zuschuß, den er ihm gewährte, entziehen würde, ignoriere er — der Sohn — die Traditionen seiner Familie und seines Regiments. Die weitere Konsequenz wäre, daß er seinen Beruf aufgeben müßte, den er vor allem hochhalte und ohne den er sich ein Leben nicht denken könne.

Die Versuchung wandelte sie an, ihm zu entgegnen, daß ihr Vater reich genug sei, um seinen Schwiegersohn materiell sicherzustellen, aber sie brachte es nicht über die Lippen, denn sie fürchtete, sein Ehrgefühl zu verletzen. Sie konnte sich wohl denken, daß er nicht von der Gnade seines Schwiegervaters abhängig sein wollte, abgesehen davon, daß er sich ja mit seiner Familie verfeindete, wenn er sich um sie, die Tochter des Kaufmanns, bewarb. Er würde ja ihre Verhältnisse so weit kennen, um das alles selbst zu wissen und wenn er trotzdem auf sie verzichten zu wollen erklärte, so konnte sie daraus nur entnehmen, daß ihm die Zugehörigkeit zu seiner Familie und zu seinem adelsstolzen Regiment wertvoller dünkte, als ihre Liebe. Freilich, sie besaß nicht seine Energie und Entschlossenheit. Der Gedanke, ihn nicht wiederzusehen erschien ihr unfaßbar und so erklärte sie ihm, daß wenn sie sich

auch nicht lieben und einander nie angehören dürften, es doch keine Sünde wäre, sich wie bisher auf dem Eise zu sehen und ein Stündchen miteinander zu verplaudern. Sie sahen sich täglich; wie auf Verabredung vermieden sie, das gefährliche Thema der Liebe wieder zu berühren. Sie waren glücklich, einander zu sehen, Hand in Hand miteinander auf der spiegelglatten Fläche dahinschweben zu können. Was sie dabei miteinander sprachen, war ja gleichgültig. Freilich, zuweilen verriet ein Blick, ein Händedruck, was in den hochklopfenden Herzen noch immer ungestüm wogte und wallte.

Es war an einem sehr kalten Januartage, als sie zu Fuß den Heimweg antraten. Ihre Gesichter glühten, sie sprachen lebhafter miteinander als sonst; ja eine gewisse Ausgelassenheit schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Sie scherzten und lachten wie zwei fröhliche Kinder. Das war nicht nur die Folge der lebhaften Bewegung in der frischen Luft des Glücksgefühls, das sie bei jedem Zusammensein erwärmte und beseligte, es war auch zum Teil die Wirkung des Punsch, den sie, um sich gegen den grimmigen Frost widerstandsfähig zu machen, in der auf dem Eise aufgeschlagenen Restaurationsbude genossen hatten.

Sie machten heute einen Umweg, unter dem unwillkürlich beide beherrschenden Drange, ihr Zusammensein soviel als möglich auszudehnen. Wer weiß, wie bald das Tauwetter kam und dann hieß es Abschied nehmen — für immer.

»Sehen Sie, Fräulein Wanda,« sagte der Leutnant plötzlich, »dort in dem Hause drüben wohne ich. Die vier dunklen Fenster im ersten Stock gehören zu meinen zwei Zimmern.«

»Wirklich?« Sie blieb interessiert stehen.
»Erzählen Sie mir doch: wie sieht's bei Ihnen aus!«

Er lächelte.

»Mein Gott wie's bei einem Junggesellen aussieht. Es ist ja immer dasselbe . . . Nur in dem einen ist's vielleicht ein bißchen außerhalb der Schablone, ein bißchen individuell bei mir.«

»Was ist denn das?« fragte sie neugierig.

»Eine Waffen-Trophäe, die fast die ganze eine Wand bedeckt. Ein paar Dutzend Schwerter und Säbel verschiedenster Arten. Viele Jahre, mit großem Fleiß habe ich gesammelt. Es ist sozusagen eine historische Übersicht der Entwicklung der Hieb- und Stichwaffen in deutschen und in anderen Heeren.«

»Aber das muß interessant sein!«

»Ja, das sollten Sie einmal sehen, Wanda!«

Ihre Augen blitzten vor Eifer.

»Ach ja, Hans! Es würde mich furchtbar interessieren! Überhaupt Ihr Heim —! Für mein Leben gern möcht' ich mal einen Blick da hineinwerfen.«

Der Übermut seiner fünfundzwanzig Jahre packte ihn.

»Ja, dann kommen Sie doch, Wanda!«

Ein Leuchten ging über ihr Gesicht.

»Wirklich? Darf ich?«

»Aber bitte, wenn Sie's nicht verschmähen. Für mich ists ja eine große Ehre. Und« — er zog » seine Taschenuhr und lachte fröhlich. »Es ist eben fünf Uhr. Gerade die passende Zeit zu einem Besuch. Eine Tasse Tee sollen Sie auch haben. Braue ich selber — jawohl!«

Sie stimmte in sein fröhliches Lachen ein.

»Schön! Nehme ich mit Dank an.«

Er faßte sie unter den Arm. Sie schritten noch eine kleine Strecke weiter die Straße hinauf, kreuzten darauf den Straßendamm und näherten sich dem Hause. Dicht vor dem Toreingang zögerte sie einen kurzen Moment.

»Aber eigentlich sollte ich doch nicht. Wenn's wer erfährt!«

»Wer sollt's denn erfahren?«

Sie lachte. Es packte sie wie ein Rausch.

»Freilich! Wir werden's ja niemand verraten.«

Alle Unentschlossenheit war von ihr gewichen. Es war wie ein Fieber, ein Taumel in ihr, der alle Empfindungen in ihr auslöschte neben der hellen Flamme, die um so heißer, verzehrender in ihr aufloderte, als sie so lange gewaltsam zurückgedrängt worden war.

Sie war es, die oben im dunklen Zimmer, noch bevor er Licht gemacht, zuerst die Arme um seinen Hals warf und ihn mit rückhaltloser Liebe an sich preßte. Da vergingen auch ihm die Sinne, die Wogen der Leidenschaft schlugen über ihnen zusammen.

Am anderen Mittag machte Hans von Wartenberg seinen Besuch in Wandas Elternhause und hielt zugleich um die Hand der Geliebten an. Alles Schwanken und alle Unsicherheit hatte er von sich gewiesen. Sein Gefühl sagte ihm, daß er sich nicht mehr bedenken dürfe, das geliebte Mädchen, das einem anderen nicht mehr angehören konnte, zu seiner Gattin zu machen. Ihre Eltern gaben die Einwilligung. Hans erbat nur, daß man die Verlobung noch so lange geheim hielt, bis er seine Versetzung in ein anderes weniger exklusives Regiment bewirkt haben werde. Vier Wochen später übersiedelte er in eine kleinere Garnison. Zum Glück war es nicht allzuweit. Mit der Bahn hatte er nur zwei Stunden

und so war er in der Lage, seine Braut häufig besuchen zu können. Sein Vater, dem er die Verlobung anzeigte, verhielt sich genau so, wie Hans vorausgesetzt hatte. Er lehnte die Familien-Zusammengehörigkeit mit dem »Entarteten« ab. Seinen Zuschuß entzog er ihm zwar nicht ganz, aber er kürzte ihn bedeutend und ließ ihn ihm künftig durch seinen Bankier auszahlen.

Hans, der ein sehr starkes Familiengefühl besaß, litt schwer darunter und wurde ernst, in sich gekehrt und verschlossen. Nur seine Besuche bei seiner Braut, die Gewißheit, daß er sie unendlich glücklich gemacht hatte, waren die Lichtpunkte seines Lebens und söhnte ihn mit seinem Schicksal immer wieder aus. Die Hochzeit sollte in etwa sechs Monaten stattfinden. Da machte ihm seine Braut nach einem seiner Besuche, während sie ihn nach dem Bahnhof begleitete, eine Mitteilung, die alle Zukunftspläne mit einem Schlage vernichtete. Der einzige Besuch, den sie vor drei Monaten in seinem Zimmer gemacht hatte, war nicht ohne Folgen geblieben.

Er war wie erstarrt. Sie hatte keine Ahnung, wie schwer es ihn traf, wie er innerlich förmlich vernichtet war. Er war so erschrocken und betroffen, daß er nicht imstande war, ihr auseinanderzusetzen, wie tief diese Nachricht in sein Leben eingriff.

Erst drei Tage später, als plötzlich wie aus heiterem Himmel die Unglücksbotschaft sie traf, daß ihr Verlobter sich durch einen Revolverschuß getötet habe, als sie seine letzten Zeilen erhielt, erkannte sie, wie schwer ihr im jugendlichen Übermut begangenes Verschulden sich nun an ihnen rächte. Er schrieb unter anderem: »Zwei Tage und zwei Nächte habe ich gegrübelt! Was nun? Aber so sehr ich mir auch den Kopf zerbreche, ich finde keinen anderen Ausweg als den Tod. Was ich in diesen achtundvierzig Stunden innerlich durchlebte und durchlitt, ich will es Dir nicht schildern. Nur so viel, daß alles in mir ins Wanken gekommen ist, daß ich nicht mehr klar erkennen kann, was recht und unrecht ist, daß ich an dem, was mir bisher als das Höchste und Heiligste galt, zu zweifeln begonnen habe. Meine Mannesehre, mein Gefühl als Mensch zwingt mich, jetzt noch fester zu Dir zu halten, jetzt wo Du Mutter werden wirst. Meine Ehre als Mensch sollte mir nun erst recht gebieten, Dich zu meiner Frau zu machen. Aber meine Ehre als Offizier verhindert mich jetzt, wo es offenbar werden würde, daß Du mir schon vor unserer Eheschließung angehört hast, Dich heimzuführen. Welch ein entsetzlicher Zwiespalt. Welche Anschauung ist die richtige, die, die mir zuruft: es ist deine heiligste Ehrenpflicht, dich zu

deiner Frau und zu deinem Kinde zu bekennen oder die, die mit unerbittlicher Strenge erklärt: ein Mädchen, das sich dem Geliebten vor der Ehe hingegeben hat, ist unwürdig, die Gattin eines Offiziers zu werden? An diesem Widerspruch zwischen dem Gebot rein menschlicher und der Standesehre gehe ich zugrunde. Denn was sollte ich tun? Um Dich heiraten zu können, müßte ich den Abschied nehmen, meinen Beruf aufgeben, für den ich erzogen bin, der in unserer Familie traditionell ist, an dem ich hänge mit allen Fasern meines Wesens, ohne den ich mir ein lebenswertes Dasein nicht denken kann. Was sollte ich beginnen, wenn ich meinen Degen in die Ecke stelle? Soll ich einen kleinen Schreiberposten annehmen oder der Kommiss Deines Vaters werden? Ich kenne mich gründlich genug, um zu wissen, daß ich mich elend und unglücklich fühlen, daß ich ohne Lust und Lebensfreude dahinvegetieren würde, daß ich weder glücklich werden, noch Dich glücklich machen könnte. Das Ende wäre, daß wir uns das Leben gegenseitig verbittern würden und daß ich Dich schließlich hassen lernte. Und zuletzt würden wir alle beide dahin kommen, wo ich heute stehe. Um Deinet- und meinetwillen bleibt mir also nichts als der Tod. Verzeihe mir, daß ich Dich nun im Stich lasse. Mit

mir hast Du nie und nimmermehr die Möglichkeit des Glückes. Verzeihe mir! Ich kann nicht anders —.«

Wie Wanda über das Entsetzliche hinwegkam, es war ihr noch heute unbegreiflich. Natürlich konnte sie ihren Eltern ihren Zustand nicht länger verheimlichen. Ihr Vater, der im geschäftlichen wie im privaten Leben die Respektabilität, die Rücksicht auf die äußeren Forderungen gesellschaftlichen Anstandes über alles setzte, war außer sich. Daß nur niemand in der Verwandtschaft und dem großen Bekanntenkreise von der Schande der Tochter und der Familie erfuhr, das war nunmehr sein höchstes Bestreben. Er entwarf rasch einen Plan, um die Folgen des Fehltritts seiner Tochter geheimzuhalten und den guten Ruf der Familie zu wahren. Das Nächste war, daß Wanda möglichst rasch verheiratet wurde. Ein Inserat, das er in der Zeitung fand, deutete ihm den Weg an, wie dies am besten und schnellsten zu bewerkstelligen war.

»Baron wünscht Namensheirat. Gefällige Offerten wolle man unter ›Borurteilsfrei‹ in der Expedition dieses Blattes abgeben.«

Wandas Vater schrieb und der betreffende Inserent stellte sich vor. Der Herr sah in seinem Äußeren bereits etwas reduziert aus. Es schien hohe Zeit, daß sich ein glückliches Geschick seiner erbarmte. Was er

über seine Vergangenheit angab und durch Dokumente bewies, war nicht gerade abschreckend. Der Herr Baron hatte von seinem Vater ein Rittergut geerbt, das bereits stark verschuldet war. Er hatte es nur wenige Jahre halten können, dann kam die Subhastation. Nur ein paar tausend Mark waren ihm übriggeblieben. Das kleine Kapital war bald aufgezehrt und dann hatte ein verzweifelter Kampf, um die Existenz begonnen. In den verschiedenartigsten Berufen hatte sich der Herr Baron versucht, als Kommissionär, als Inseratensammler, als Agent einer Feuerversicherung u, s, f. Nirgends war es ihm gelungen, festen Fuß zu fassen und eine auskömmliche Existenz zu finden.«

Wandas Vater besann sich nicht lange. Er gewährte dem verkrachten Rittergutsbesitzer zunächst die Mittel, seiner äußeren Erscheinung wieder den Schein tadelloser Respektabilität zu verleihen. Darauf traf er mit ihm eine kontraktliche Vereinbarung, die beide Teile befriedigte. Der Herr Baron trat als Bewerber um die Hand Wandas auf und acht Tage nach seiner ersten Vorstellung im Hause des reichen Kaufmannes feierte der Herr Baron seine Verlobung mit Wanda. Die junge Dame hatte sich einverstanden erklärt, weil sie wußte, daß es sich nicht um eine wirkliche Ehe, sondern nur um die Erledigung einer

Formalität handelte. Und nun zwei Monate später, fand die Hochzeit mit all dem Prunk statt, den der respektable reiche Geschäftsmann für unerlässlich hielt.

In der Verwandtschaft war man nur erstaunt über die Schnelligkeit, mit der sich Wanda nach dem Tode ihres Bräutigams wieder verlobte und über den verhältnismäßig geringen Zeitabstand zwischen Verlobung und Hochzeit. Man munkelte allerlei, aber etwas Gewisses wußte niemand.

Wanda hielt sich bewundernswert. Mit stereotypem Lächeln nahm sie an der Seite ihres Gemahls, der in seinem funkelneuen eleganten Frackanzug sehr stattlich aussah, die Glückwünsche der Gäste entgegen. Und als sie bald daran neben ihm an der Tafel saß, gab sie jedes Lächeln, mit dem er sich ab und zu zu ihr hinneigte, mit ebenso freundlicher Miene zurück. Auch den Druck seiner Hand, die von Zeit zu Zeit ostentativ nach der ihren griff, ließ sie sich mit lebenswürdigem Lächeln gefallen. Nach dem Hochzeitsdiner fuhr das junge Ehepaar in Begleitung der Eltern nach dem Bahnhof. Dort fand das abgekartete Spiel und die eben geschlossene Ehe, vorläufig inoffiziell, ein Ende. Wanda reiste mit ihrer Mutter ins Ausland. Der Herr Baron fuhr gleich darauf mit einem anderen Zug in

der entgegengesetzten Richtung davon. Das Weitere war zwischen Wandas Vater und dem offiziellen Ehegatten streng geschäftlich vereinbart worden. Dem Herrn Baron wurde vorläufig ein Monatsgeld von 300 Mark gezahlt. Dafür hatte er sich verpflichtet, Wanda in keiner Weise zu behelligen. Wanda selbst würde vorläufig mit ihrer Mutter im Auslande leben und dort ihre Entbindung abwarten. Das Kind hatte der Baron als das seine anzuerkennen. Nach Jahresfrist ungefähr würde Wanda mit ihrem Kinde in das Elternhaus zurückkehren und die Nachricht würde verbreitet werden, daß ihr Ehegatte sie verlassen habe. Darauf würde sie, natürlich im geheimen Einverständnis mit dem Baron, die Ehescheidungsklage einleiten. Sobald die Ehe gerichtlich getrennt sein würde, hatte Wandas Vater — das war rechtskräftig abgemacht worden — die Summe von dreißigtausend Mark an den Herrn Baron zu zahlen.

Wandas Ehre aber war gerettet. Sie war Frau, obendrein Baronin, besaß ein legitimes, in der Ehe geborenes Kind und hatte die Anwartschaft auf die Achtung aller anständigen Leute. Ja, wenn es ihr gefiel, konnte sie noch einmal eine tadellos gute Partie machen.

Ob er's merken wird?

Vom frühen Morgen an befand sich Alma in einem Zustand, der einem Fieber glich. Während sie sich ankleidete und ihr einfaches Frühstück zu sich nahm und während sie darauf ihr bescheidenes Zimmer aufräumte, klang und schwang in einem fort die Frage in ihr: »Ob er's merken wird?« Kein Wunder, daß ihr die Zähne vor geheimer Aufregung zusammenschlugen, daß ihre Hände zitterten und daß ein paarmal ein Gefühl lähmender Schwäche und Mutlosigkeit sie anwandelte, während diese vier Worte auf ihr schmerzendes Hirn einhämmerten, begriff doch diese Frage ihre ganze Zukunft in sich.

Es war ein herzensguter Mann, der sie heute zum Standesamt und vor den Traualtar führen wollte, er war rechtschaffen in sie verliebt und von dem innigsten Wunsch beseelt, sie glücklich zu machen, aber er war auch ein sehr sittenstrenger Mann, der in den engen beschränkten Anschauungen seines selbstbewußten ehrliebenden Subalternbeamtentums lebte und webte. Sicherlich würde er sie unerbittlich von sich stoßen, wenn er gewahr würde, daß sie nicht

mehr die jungfräuliche Seele und den jungfräulichen Leib besaß, auf den er Anspruch zu haben glaubte.

In plötzlich erwachender Neugier stellte sich Alma vor den Spiegel und betrachtete sich angelegentlich. Ihr Gesicht war noch immer hübsch und zeigte gesunde frische Farben. In ihren dunklen Augen glimmte ein verstohlenes Feuer und lag etwas Unbefriedigtes, Sehnsuchtsvolles, Begehrliches. Ihr Haar war schwarz und voll. Hoch und breitschultrig streckte sich ihre Gestalt, üppig rundeten sich ihre schwellenden Formen. Purpurn süßlich lockten ihren vollen sinnlichen Lippen. Die Oberlippe bedeckte ein leichter Flaum.

Sah man ihr wirklich nicht an, daß sie ein leidenschaftliches Naturell besaß, das sie nicht immer hatte zügeln können, so ehrlich und heiß sie auch anfangs dagegen angekämpft hatte?

Fritz Holzmann hatte sicher nicht die geringste Ahnung davon, denn sonst wäre es ihm nicht eingefallen, sie zu seiner Gattin machen zu wollen und deshalb hatte sie auch die Anwandlung, die ein paarmal über sie gekommen war, ihm alles zu gestehen und zu erklären immer wieder zurückgedrängt und in sich erstickt. Sie wußte ja, er würde nicht imstande sein, sie zu verstehen und zu entschuldigen, sondern er würde sich nur voll

Abscheu und Verachtung von ihr wenden. Und wenn sie auch an dem Verlust seiner Liebe und Achtung nicht zugrunde gegangen wäre, sie sehnte sich doch mit vollem Herzen nach einem ehrbaren, regelmäßigen, geachteten Leben nach einer eigenen, freundlichen, friedlichen Häuslichkeit und nach der sicheren Geborgenheit unter dem Schutz eines anständigen Mannes und nach ehelicher Zärtlichkeit, die sie genießen konnte, ohne Demütigung, ohne Selbstvorwürfe und ohne die beständige Angst vor Schmach und Schande

Ihre Oberlippe zog sich trotzig empor. Es blieb ihr eben nichts weiter übrig, als mit List und Verstellung zu operieren, um ihre Zukunft zu sichern. War sie deshalb zu tadeln? Nein und tausendmal nein! Schuld war die Natur, die dieses süße, verzehrende Verlangen nach der Umarmung des Mannes in ihre Brust gelegt, die ihr Blut mit siedender Glut erfüllt hatte. Schuld waren die Unzulänglichkeiten und Unvollkommenheiten des Lebens, die nicht zuließen, daß ein jedes Mädchen seinen Mann fand, besonders wenn es arm war. Schuld war die Ungerechtigkeit der gesellschaftlichen Anschauungen, die einem Mädchen verwehrten, was einem Manne erlaubt war.

Hatte denn Fritz Holzmann sich die Reinheit bewahrt, hatte er vor ihr nie ein Weib liebend

umfassen? Lächerlich! Ein gesunder sechsunddreißigjähriger Mann der geschlechtlich völlig enthaltsam lebte — das kam ja überhaupt nicht vor.

Von einem Weibe aber verlangte man unerbittlich, daß sie sich trotz allem Mahnen ihres Blutes, im Widerspruch mit den Forderungen der Natur absolute Enthaltensamkeit auferlegte, so lange es nicht einem Manne gefiel, sie zur Frau zu begehren. Und wenn einer der Herren der Schöpfung nicht so gnädig war, sich ihrer zu erbarmen, nur weil ihre Eltern ihr nicht die wünschenswerte Mitgift geben konnten, so war sie zu einem unnatürlichen Leben zu einer Mißhandlung und Verleugnung, der ihr angeborenen natürlichen Triebe verdammt, auch wenn die Natur sie mit einem starken leidenschaftlichen Gefühl, mit einem lodernden Temperament und mit prangender lockender Schönheit ausgestattet hatte. Das alles mußte verdorren, ungenutzt verblühen und zugrunde gehen. Und dabei, um die gesellschaftliche Moral, das Verhalten der Männer, die für die Gesetze und die sittlichen Anschauungen verantwortlich waren um so widersinniger, unlogischer und ungerechter erscheinen zu lassen, dabei umgarnten umdrängten die Männer gleich reißenden Wölfen jedes hübsche schutzlose Mädchen mit rücksichtsloser Gier und

boten skrupellos alle Künste der Verführung auf, um die Unerfahrene ihren Wünschen gefügig zu machen. Und wenn die in doppeltem Kampf gegen die eigenen Triebe und gegen die Bedrängungen der Männer Ringende schließlich unterlag, dann glaubten sich die Verführer berechtigt, das Opfer ihrer Lüste zu verachten und als Dirne zu behandeln.

Ein bitterer, menschenverachtender Zug prägte sich in den zuckenden Mienen der noch immer vor dem Spiegel Stehenden aus. Hatte sie nicht recht getan, handelte sie nicht in berechtigter Notwehr, wenn sie sich in einem so ungerechten, widersinnigen, unbarmherzigen Kampfe mit den Waffen der Schwachen und Unterdrückten, mit der Lüge und Heuchelei und Verstellung gewehrt hatte? Sollte sie sich deshalb schelten und verachten, sollte sie sich vielleicht zu guter Letzt durch eine unangebrachte nachträgliche Reue und Buße um ihre in Aussicht stehende gesicherte ruhige Zukunft bringen? Nein nein nein! Sie hatte ja nur den einen ehrlichen Wunsch, den Mann, der sie trotz ihrer Armut in aufrichtiger Liebe zu seiner Frau erwählt, glücklich zu machen, ihm eine pflichteifrige, in unbedingter Treue ergebene Frau zu sein. Sie war ja von der festen Überzeugung durchdrungen, daß ihr der Erfahrenen künftig keinerlei Versuchungen mehr

gefährlich werden und sie auch nur um eines Haares Breite von dem Wege ehelicher Pflichttreue abbringen konnten. Sie war ja keine frivole Natur, keine Megäre, deren zügelloses Temperament zu Ausschweifungen neigte. Hatte sie nicht in heißen bitteren Kämpfen mit sich gerungen wochenlang, monatelang, bis sie endlich den natürlichen Forderungen ihrer bis aufs äußerste aufgestachelten Sinne unterlag?

Die Einsame warf sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf auf. Ihr Geist wanderte in die Vergangenheit zurück und die Erlebnisse und Erfahrungen die Leiden und Freuden der vergangenen sechs Jahre wurden wieder in ihr lebendig.

Zweiundzwanzig Jahre war sie alt gewesen, als ihre Mutter, der ihr Vater schon im Tode voraufgegangen war, für immer die müden Augen schloß. Ganz allein stand sie nun in der Welt. Die Verwandten, die sie besaß, kümmerten sich wenig um sie, um so weniger, als sie wußten, daß Alma schon seit Jahren ihren Lebensunterhalt verdiente. Sie war Modistin und arbeitete den ganzen Tag über in einem kleineren Ladengeschäft, in dem außer ihr nur noch die Inhaberin eine Witwe in mittleren Jahren tätig war. Den Schmerz über den Verlust ihrer Mutter

überwand sie verhältnismäßig rasch, neigte doch ihr Naturell zu Heiterkeit und Frohsinn und lag doch vor ihrer blühenden Jugend das Leben in eitlem Sonnenschein. Sie liebte mit der ganzen schwärmerischen Inbrunst ihres reinen unverdorbenen Herzens einen jungen Kaufmann, der als Buchhalter angestellt war. Die Illusionen ihres unerfahrenen Mädchensinnes zauberten ihr ein Paradies, dessen sie bald als Gattin des Geliebten teilhaftig werden würde. Sie hoffte, daß er ihr nun zunächst den ersehnten Verlobungsring an den Finger stecken und sie, sobald es seine materielle Lage erlaubte, als Frau in ein bescheidenes Heim führen würde.

Da kam die erste große Enttäuschung ihres Lebens. Albert schob die Verlobung immer wieder hinaus, indem er sie mit allerlei Ausreden hinhielt und beschwichtigte. Sein Prinzipal sähe es nicht gern, wenn seine Angestellten sich verheirateten, deshalb wolle er mit der Bekanntgebung ihrer Verlobung warten, bis ihm sein wohlhabender Onkel die Mittel zur Etablierung gewähren würde. Arglos glaubte sie ihm, denn sie hätte auf seine Aufrichtigkeit und Treue ihr Leben verwettet. Unruhig wurde sie erst, als er anfing lau und lauer zu werden und sie immer seltener auszuführen.

Als sie ihn eines Tages weinend deshalb befragte, entschuldigte er sich mit seinen Sorgen. Sein Onkel habe ihm die erwartete Hilfe rundweg abgeschlagen und so wisse er nicht, wie er je dahin gelangen würde, sich selbständig zu machen.

Ein paar Tage später hörte sie zufällig, daß ihr Geliebter viel im Hause des wohlhabenden Rentiers Hartwig verkehre und sich um dessen Tochter bewerbe. Als sie ihn am nächsten Tage zur Rede stellte, leugnete er nicht. Ja, es sei seine Absicht, um Martha Hartwigs Hand anzuhalten, denn er sähe keinen anderen Ausweg, um endlich zur Selbständigkeit zu gelangen.

Vergebens war all ihr Bitten und Flehen. Er zuckte nur immer die Achseln und fragte, was er denn tun solle. Bei seinem geringen Gehalt als Buchhalter könne er ja doch nie daran denken, sie zu heiraten.

Eine Woche später verlobte er sich richtig mit der anderen. Was sie damals gelitten wie viele schlaflose Nächte sie durchweint, wie ihr Herz sich in heißestem Weh, in brennendster Verbitterung zusammengekrampft, daran konnte sie auch heute noch nicht denken, ohne daß heiße Empörung in ihr aufstieg.

Martha Hartwig, die sie von der Schule her kannte, war klein schwächlich, häßlich und kränklich. Aber

sie besaß eine ansehnliche Mitgift und durfte deshalb sicher sein, Frau und Mutter zu werden, wenn sie auch weder leidenschaftliche Liebe erregen noch gesunde Kinder zur Welt bringen konnte.

Vier Jahre vergingen. Die Wunde, die ihr der schmäbliche Treubruch des Geliebten geschlagen, war vernarbt. Sie war noch schöner und voller und üppiger geworden und zog die Augen der Männer auf sich, sooft sie vom Geschäft nach ihrer bescheidenen Wohnung eilte oder gelegentliche Geschäftsgänge machte und sooft sie mit ihrer Prinzipalin sich einen Theaterbesuch oder den Genuß eines Konzerts gönnte.

Daß sie bei solchen Gelegenheiten von dreisten Männern angesprochen wurde, war ihr etwas durchaus Gewohntes. Sie nahm kaum mehr Notiz davon; ihre Abwehr war, daß sie keine Antwort gab und sich in ostentativer Hast bemühte, sich der unerbetenen Gesellschaft zu entziehen.

Allmählich aber entstanden allerlei Gedanken und Empfindungen in ihr, über die sie anfangs vor sich selbst errötete. Erhitzende Phantasien und Träume suchten sie heim. Das Blut siedete in ihr und Regungen kamen über sie, die sie bis dahin nur aus den Mitteilungen anderer gekannt hatte. Die äußerliche Ursache zu solchen quälenden

aufregenden Stimmungen lag in dem Verkehr mit den Geschäftskundinnen, die zum Teil aus Frauen und Mädchen des einfachen Bürgerstandes, zum Teil auch aus »gewissen Damen« bestanden, die zu ihren geschminkten Gesichtern die kecksten Hutfassons beehrten.

Das, was die oft sehr redseligen Käuferinnen erzählten, hatte ihr in der ersten Zeit stets die Glut der Scham in die Wangen getrieben. Nach und nach aber hatte sie sich gewöhnt, die gelegentlichen Geständnisse und Bekenntnisse, die oft mit ungeniertester Offenherzigkeit preisgegeben wurden, als etwas Unvermeidliches mit Gleichmut hinzunehmen. Schließlich aber stellte sich anstelle der Unlust und Gleichgültigkeit eine geheime prickelnde Lust an den Erzählungen ein, die sie fast täglich zu hören bekam. Alle diese vertraulichen Mitteilungen aus dem Ehe- und Liebesleben, die in der Regel noch durch die Zusätze und Erläuterungen ihrer Prinzipalin eine interessante Ergänzung erfuhren, stachelten ihre Phantasie auf und regten sie an zu Hause in der Einsamkeit über das Gehörte nachzudenken und sich die Einzelheiten weiter auszumalen.

Die meisten der jungen und älteren Ehefrauen, die im Laden der ihnen jahrelang bekannten Modistin ihr

Herz erleichterten, fühlten sich in ihrer Ehe unbefriedigt, sie beklagten sich oft unter bitteren Tränen oder unter wütenden Verwünschungen über die Vernachlässigung, die sie seitens ihrer Ehemänner erfuhren. Die eine berichtete, daß ihr ihr Mann nur in den ersten Monaten treu gewesen und daß sie seitdem sein Interesse und seine Liebe mit leichtsinnigen »Frauenzimmern« teilen müsse. Mit all ihren Vorwürfen und Tränen und all ihren Drohungen könne sie nichts ausrichten und wenn es ihr auch hier und da durch energisches Dazwischentreten gelungen sei, ihn mit einer Geliebten auseinanderzubringen, so dauere es nie lange, bis er für die Verlorene wieder Ersatz gefunden.

Auf die Frage, warum sie sich denn nicht von dem gewissenlosen Menschen scheiden lasse, hatte die Weinende erwidert, sie liebe ihn doch nun mal und könne nicht von ihm lassen.

Eine zweite erzählte von unerhörten Zumutungen, die ihr Mann an sie gestellt habe. Sie habe sich gefügt, denn was solle sie machen. Täte sie ihm nicht den Willen so ginge er womöglich zu einer anderen und trüge das Geld aus dem Hause. Dabei hatte die Weinende Einzelheiten berichtet, die Alma verständnislos mit angehört hatte. Erst die Erläuterungen ihrer Prinzipalin hatten sie aufgeklärt

und schaudernd, voll Scham hatte sie ihr erglühendes Gesicht verhüllt.

Doch es gab auch andere, die aus ihrer Ehe Erfreulicheres zu erzählen wußten. Da war besonders eine junge Frau, die den Eindruck ruhiger Zufriedenheit, gesättigten Glückes machte.

»Werden Sie denn nicht bald wieder heiraten?« fragte die Dame eines Tages Almas Prinzipalin.

Die Witwe wehrte lächelnd ab.

»Nee! Gibt's nicht. Nichts zu machen,« versetzte sie mit geringschätziger Miene. »Habe noch von meiner ersten Ehe genug. Lebe so viel behaglichen vergnügter. Niemand hat mir Vorschriften zu machen, über niemand brauche ich mich zu ärgern. Nee, gehen Sie mir ab mit dem Heiraten!«

Da hatte die Kundin verwundert den Kopf geschüttelt.

»Aber — ich begreife nicht, wie Sie's ohne Mann aushalten können. Ich könnte nicht fertig werden ohne Mann. Das ist ja doch auch furchtbar ungesund.«

Ungesund? Alma traf das Wort wie eine Offenbarung und regte sie zum tiefsten Nachdenken an. War es wirklich ungesund, ohne Mann zu leben? Und warum war es ungesund?

Mehr noch als die Erzählungen der verheirateten Frauen setzten Alma die Mitteilungen der Dirnen in Verwirrung und Aufregung, die einen großen Teil der Kundschaft ihrer Prinzipalin ausmachten. Die Geschäftsinhabern sah aus geschäftlichen Gründen diese Mädchen nicht ungern, denn sie handelten und feilschten nicht so entsetzlich, wie die ehrbaren Frauen es in der Regel taten, sondern zahlten die höheren Preise, die von ihnen gefordert wurden mit leichter Hand. Freilich, was sie dabei an Reden von sich gaben, ging oft über alles Begriffe, und Alma senkte, besonders in der ersten Zeit, immer ihr Gesicht tief über ihre Arbeit und mußte nicht selten gegen die unwillkürliche Anwandlung kämpfen, aufzuspringen und davonzulaufen.

Die Mädchen sprachen über ihren Verkehr mit den Männern mit einer Ungeniertheit, die die Zuhörende geradezu fassungslos machte. Mit der größten Offenherzigkeit berichteten sie über die verschiedenen Gewohnheiten ihrer »Kunden« und über ihre eigenen Praktiken, um möglichst hohe Preise aus ihrer Schande herauszuschlagen. Überhaupt, den Mädchen schien jedes Bewußtsein von der Schmach ihres Gewerbes abzugehen, sie schienen sich nicht im geringsten bewußt, wie schändlich ihr Treiben war und wie widerlich und

abstoßend ihre Schamlosigkeit auf jeden außerhalb ihres Kreises Stehenden wirken mußte. Sie berichteten mit lächelnder Offenheit über ihre Erfahrungen und Erlebnisse, als ob ihr Erwerb ebenso berechtigt wäre, wie irgendein anderer und als ob sie nicht den mindesten Grund hätten irgend etwas aus ihrem Leben zu verhüllen.

So sagte die eine, als ihr die Ladeninhaberin einen auf Bestellung angefertigten Hut überreichte, das Kunstwerk aus Tüll, Spitzen und Federn vor dem Spiegel probierend, geringschätzig, mit tadelnder Miene: »Aber, Frau Schmidt'n, Sie wissen doch, daß ich nur was ganz Flottes gebrauchen kann. Mit so'nem Altweiberhut kann ich doch keene Geschäfte machen!« . . .

Eines Tages begegnete Alma in einem populären Konzertlokal, das sie in Gesellschaft ihrer Prinzipalin besuchte, ihrem früheren Geliebten mit seiner Frau. Beide begrüßten sie herzlich, besonders Alberts Frau war von großer Liebenswürdigkeit. Es schien ihr eine besondere Genugtuung zu bereiten vor ihrer ehemaligen Schulfreundin, die immer eine der hübschesten in der Schule gewesen mit ihrem Eheglück prahlen zu können. Alma, die sich immer auf ihre körperliche Überlegenheit mit naiv kindlicher Eitelkeit etwas zugute getan, zählte nun

sechszwanzig Jahre und war immer noch unverheiratet, während sie, die ein Jahr jünger war, längst glückliche Frau und dazu Mutter von zwei Kindern war.

Albert und seine Frau luden sie und ihre Begleiterin freundlich ein sich an ihren Tisch zu setzen und man verlebte zusammen einen anregenden Abend. Als Alma später allein war, konnte sie lange keinen Schlaf finden. Sie mußte unaufhörlich an die Begegnung denken; niederziehende, traurige und freudige, erhebende Gedanken und Empfindungen wechselten in ihr ab. Wie stattlich Albert aussah! Er hatte sich entschieden noch zu seinem Vorteil verändert; es lag etwas Imponierendes, Männliches in seiner Erscheinung. Sie hatte es wohl bemerkt, daß auch sie ihm noch gefiel. Seine Blicke hatten es ihr deutlich genug gesagt. Es war etwas Glühendes, Leidenschaftliches in seinen Augen, das wie berauschend auf sie gewirkt hatte und noch in der Erinnerung ihr Blut aufwallen machte.

Die ganze Woche über kämpfte die Modistin mit sich. Sollte sie der Einladung des jungen Ehepaares folgen, das sie für nächsten Sonntag zum Abendbrot gebeten hatte? Der Unwille, das Gefühl der erlittenen Kränkung wich immer mehr prickelnder Neugier und einer uneingestanden stachelnden Sehnsucht. Wie

sie wohl eingerichtet waren? Und wie die Kinder des ungleichen Ehepaares wohl aussehen mochten? Und ob sie wohl glücklich miteinander lebten?

Mit geheimer Schadenfreude erinnerte sie sich der vielen nichts weniger als erfreulichen Ehegeschichten, die sie von ihren Kundinnen gehört hatte und der Gedanke, daß auch Martha, die ja doch nur ihres Geldes wegen geheiratet worden war, gewiß manche Enttäuschung zu verzeichnen hatte, erfüllte sie mit süßer Genugtuung. Am nächsten Sonntag machte sie aufs sorgfältigste Toilette. Zu einem enganschließenden dunklen Rock legte sie eine helle Seidenbluse mit einem Spachteleinsatz an, durch den ihre üppige weiße Büste verlockend schimmerte.

Das junge Ehepaar begrüßte sie aufs freundlichste und Frau Martha führte sie mit sichtlichem Stolz durch alle Räume ihrer behaglich und prächtig ausgestatteten Wohnung. Im Kinderzimmer zeigte sie ihre beiden kleinen Töchterchen zwei verkümmerte, stille blasse Geschöpfe, wie sie aus Konvenienzehen zwischen ungleichen Ehegatten, die nicht Liebe zusammengeführt hatte, hervorzugehen pflegen.

Mit geheimer Freude gewahrte sie, wie Alberts Blicke immer häufiger, immer funkelnder und glühender sich auf sie richteten, wie er, sooft seine Frau einmal das Gesicht abwandte, nach dem Einsatz

ihrer Bluse starrte mit einem Ausdruck, der sie innerlich erbeben machte. Unter dem Tisch fühlte sie die Annäherung seines Fußes, der den ihren wie schmeichelnd, liebkosend berührte. Ja, als Martha nach dem Abendbrot das Zimmer verließ, um ihre Kinder nach ihrer Gewohnheit selbst zu Bett zu bringen, erfaßte er ihre Hand und drückte sie in der seinen und flüsterte ihr leidenschaftliche Worte zu.

»Wie schön du bist, Alma! Ich liebe dich immer noch, ich liebe dich noch viel mehr als früher. Meine süße, liebe, schöne Alma!«

Dann riß er sie plötzlich leidenschaftlich an sich. Sie machte zwar heftige Versuche, ihn abzuwehren und rief ihm zürnende Worte zu, aber er preßte sie so fest an sich, daß ihr der Atem verging und erstickte ihre Stimme mit glühenden Küssen.

Unterwegs, als er sie in der Nacht nach Hause begleitete, wurde er plötzlich melancholisch. Er sprach von seinem freudlosen Eheleben von seinem traurigen Schicksal, das ihn zwang, an der Seite einer Frau zu leben, die ihm statt Liebe, Widerwillen und Unlust einflößte, von dem fortwährenden Zwange, den er sich auferlegen müßte, um ihr seine wahren Gefühle nicht zu offenbaren und um nicht angeödet, angewidert davonzulaufen. Sein Geschäft ginge ja ausgezeichnet und seine materielle Lage ließe nichts

zu wünschen übrig, aber er habe sich schon oft gefragt, ob er nicht besser getan hätte, auf das Wohlleben zu verzichten und lieber mit ihr — Alma — ein zwar materiell dürftiges, aber doch von dem Glück der Liebe verklärtes Leben zu führen.

Dabei zitterte seine Stimme so gefühlvoll, daß ihr seine Worte tief ins Herz drangen und eine ungestüme Bewegung in ihr hervorriefen. Und sie hatte nicht die Kraft, ihn abzuwehren, als er ihre Hand ergriff und sie mit der seinen streichelte und koste. Dabei raunte er ihr wieder die zärtlichsten leidenschaftlichsten Worte zu und schilderte die Freuden, die sie beide genossen haben würden, wenn ein günstigeres Geschick es ihnen erlaubt hätte, in den glühendsten Farben.

In der Tornische ihres Hauses zog er sie noch einmal an sich, und bedeckte das Gesicht der nur schwach Widerstrebenden mit seinen flammenden Küssen, die eine Glut in ihr erzeugten, an der sie ersticken zu müssen glaubte.

Während sie nachher die Treppe hinaufeilte, schlug ihr das Herz zum Zerspringen und oben in ihrem Zimmer warf sie sich nach Atem ringend auf das Sofa, drückte ihr heißes Gesicht in die Polster und brach in ein wildes Schluchzen aus, in dem sich

Aufregung und Freude, Scham und bitteres Weh Luft machten.

Seit jenem Abend lebte Alma in beständigem Kampfe mit sich selbst. Sooft sie von Albert und seiner Frau in ihr stilles Stübchen zurückkehrte, nahm sie sich vor, das junge Ehepaar nicht mehr zu besuchen. Und doch konnte sie nachher jedesmal die Zeit nicht erwarten, bis sie ihren Besuch wiederholen konnte, ohne aufdringlich zu erscheinen.

Stolze Genugtuung, wonnige Erregung wechselten unaufhörlich in ihr ab mit tiefer Niedergeschlagenheit und einem peinlichen quälenden Gefühl erlittener Demütigung. Ja, sooft Martha gelegentlich ihrem Gatten liebkosend die Wangen strich oder zärtlich den Arm um seine Schulter legte, durchzuckte sie jedesmal eine Empfindung wütender Eifersucht. Am schwersten litt sie unter den Eingebungen ihrer aufgestachelten Phantasie. Sie war ja nicht mehr das unerfahrene junge Mädchen von ehemals, das sich schon übergücklich und völlig zufrieden gefühlt hatte, wenn sie dem Geliebten ins Auge sehen und seine Hand in der ihren halten durfte. Die Erzählungen, die sie fast Tag für Tag im Putzgeschäft mit anhören mußte, hatten sie gründlich über das Wesen der Liebe und Ehe aufgeklärt und hatten neue, ungekannte Empfindungen und Wünsche in ihr

erregt. Und nun malte ihr nach jedem Besuch ihre Einbildungskraft den Verkehr zwischen den beiden Ehegatten aus, wie er sich hinter den verschwiegenen Wänden des ehelichen Schlafgemachs abspielen mochte und ihr Blut siedete und eine wilde Empörung bemächtigte sich ihrer, wenn sie sich vergegenwärtigte, wie die häßliche Martha die vollen Süßigkeiten seiner Liebe genoß, die ihr von rechtswegen hätten zukommen müssen.

Dazu kam, daß Alberts Annäherungen immer dreister und ungestümer wurden. Seine Worte priesen immer deutlicher und unverhüllter die Reize ihrer äußeren Erscheinung, ihre prächtig gewachsene volle Gestalt; seine Küsse wurden immer länger und glutvoller und seine Hände immer gieriger und begehrllicher.

Ja, einmal auf dem Nachhausewege hatte er sogar die bittende Frage an sie gerichtet, ob er sie nicht in ihr Zimmer hinaufbegleiten könne. Es wäre schon seit langem sein heißester Wunsch, einmal ein halbes Stündchen hintereinander ungestört mit ihr allein zu sein, ihr in aller Ruhe zu sagen, wie sehr er sie liebe und sich unbeobachtet an ihrem Anblick zu erfreuen, ohne die Furcht, jede Sekunde überrascht werden zu können.

Natürlich hatte sie sein Verlangen mit Entrüstung zurückgewiesen. Was er eigentlich von ihr denke und wie er sich erlauben könne, ein solches Verlangen an sie zu stellen? Innerlich aber hatte sie gebebt und gezittert und in ihrem Bett, hatte sie nachher stundenlang wach gelegen und hatte sich mit glühender Phantasie ausgemalt, was wohl geschehen wäre, wenn sie seinem Wunsche nachgegeben hätte.

Kurze Zeit darauf hatte er ihr einen anderen Vorschlag gemacht. Jeden Mittwoch war Familientag. Des Nachmittags gleich nach dem Essen fuhr Martha mit den Kindern und dem Dienstmädchen zu ihren Eltern, um den ganzen Nachmittag und Abend im Schoß ihrer Familie zu verleben. Er selbst begab sich erst des Abends, nach Geschäftsschluß, zu seinen Schwiegereltern, um dort zu Abend zu speisen und darauf Frau und Kinder nach Hause zu geleiten. Den ganzen Mittwochnachmittag über sei also niemand in seiner Wohnung. Ob Alma sich nicht einmal einen Mittwochnachmittag freimachen und sich mit ihm in der Wohnung treffen wolle?

Auch diesmal lehnte sie, anscheinend unwillig, ab. Was denn seine Frau sagen würde, erführe sie davon? Was die Nachbarn denken würden? Und was sie überhaupt bei ihm solle?

Da hatte er sie glühend, bebend, mit einer Flut leidenschaftlicher Worte überschüttet.

»Was du da sollst? Dich von Herzen küssen lieben lassen. Du weißt ja nicht, Alma, wie furchtbar verliebt ich in dich bin. Ja, ich bin ganz närrisch, ganz wahnsinnig verliebt in dich. Tag und Nacht denke ich an dich. Wie ein verliebter Junge sitze ich und träume von dir mit offenen Augen. Überall sehe ich dich, dein schönes Gesicht mit den brennenden dunklen Augen deine Lippen zum Küssen geformt, deine prächtige junonische Gestalt, nach der ich schmachte, die ich einmal in den Armen halten möchte, ungestört, ganz allein — allein mit dir. Ach Alma, du weißt ja nicht was Liebe ist, du weißt ja nicht, daß es das Süßeste, Berauschendste ist, das Herrlichste, Schönste, was es gibt im Leben.« —

Alles in ihr stürmte und brauste und siedete unter der Einwirkung seiner glutvollen, leidenschaftlich bebenden Stimme, seiner lodernden funkelnden, den begehrlischen Blicke, des heißen Druckes seiner zuckenden Hand. Sie hielt sich die Ohren zu, um nichts mehr zu hören und als sie kurz darauf vor ihrem Hause angelangt waren, rief sie ihm ein »gute Nacht« zu und eilte in das Haus. Aber er stürmte ihr nach, erfaßte sie und preßte sie mit der ganzen Kraft seiner brutalen Begierde an sich.

Heiß, schwer und süß rieselte es durch ihre Adern eine schwüle Betäubung kam über sie und machte sie fast willenlos. Da schreckte ein plötzliches Geräusch sie auseinander. Es trat jemand aus einer der Wohnungen im oberen Stockwerk und jetzt wurde ein Streichholz entzündet, bei dessen flackerndem Schein sich jemand die Treppen hinunterleuchtete.

Mit einem Fluch ließ Albert sie los und stürmte hinweg. Sie aber rannte die Treppen hinauf. Oben in ihrem Zimmer ging sie ruhelos auf und ab. Ihre Pulse klopften in rasendem Takt, ihr Blut stürmte und schäumte; alles in ihr war in tobender Bewegung. Es war, als wenn sie Feuer in den Adern hätte.

Unfähig sich zu beherrschen, warf sie sich auf das Sofa und streckte die Arme verlangend in die Luft. Jeder Blutstropfen in ihr, jeder Nerv und jede Fiber zuckte und bebte nach ihm. Und wenn er jetzt bei ihr gewesen wäre, sie wäre nicht imstande gewesen ihm zu widerstehen.

Am nächsten Sonntag begleitete er sie wieder nach Hause. Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander. Da fragte er plötzlich mit sanften bittender Stimme, ob sie ihm zürne. Sie nickte. Jawohl, sie sei böse, ernstlich böse. Wie er sich nur so — so häßlich und gewalttätig habe betragen können? Bevor sie noch drei Schritte weiter mit ihm

gehe, müsse er ihr versprechen, daß er sich künftig immer hübsch artig vor ihrem Hause verabschieden würde.

Er reichte ihr seine Hand. Schön! Das verspreche er. Sie möge verzeihen, er sei eben rein von Sinnen gewesen und habe nicht gewußt, was er tue. Und nach einer Weile hatte er, immer leidenschaftlicher und heftiger sprechend, fortgefahren. Sie selber sei schuld, daß er schließlich so ganz die Herrschaft über sich verloren und daß er nachgerade in einen Zustand von Unzurechnungsfähigkeit geraten sei. Sie solle sich doch vergegenwärtigen, wie einem Menschen zumute sei, der nahe daran sei, zu verschmachten. Und nun zeige man ihm die frischeste, klarste, lockendste Quelle und verhindere ihn doch zugleich, seinen rasenden Durst zu löschen.

Ihre Schönheit habe ihn geradezu in Flammen gesetzt und nun sei sie grausam und unerbittlich und ungerührt, während er sich doch nach ihr in ungestillter Sehnsucht verzehre. Und sie selbst — er wisse es ja doch, daß sie keine fühllose Natur sei. Ja, er sei sicher, daß auch sie selbst unter ihrer unnatürlichen Zurückhaltung litte. Warum sie sich denn selbst strafe? Wem zu Liebe sie ihren eigenen Körper mißhandele und die natürlichsten, stärksten, unbesiegbaren Forderungen der Natur gewaltsam

unterdrücke? Warum sie sich von dem Süßesten, Schönsten ausschliesse? Ob sie warten wolle, bis sie alt und runzelig und vertrocknet und unfähig geworden sei, Liebe zu erwecken und Liebe zu empfinden? Dann werde sie, dessen sei er gewiß, bitterste Reue empfinden und sich töricht, albern, unsinnig schelten. Unzufrieden vergrämt, freudlos, ohne die liebende verklärende Erinnerung an unvergeßliche süße Freuden werde sie ihre alten Tage hinbringen. Dann sei es zu spät, das Versäumte wieder einzuholen Und ohne das höchste Menschenglück je erfahren, genossen zu haben, werde sie verwelken und dahinsiechen. Denn das könne sie ihm glauben, die mißhandelte Natur räche sich allemal und das ewig ungestillte Sehnen und Verlangen mache vor der Zeit alt und mürrisch und griesgrämig. Nur die Liebe erhalte jung und frisch und mache heiter und froh. Darum solle sie sich besinnen, ehe es zu spät sei und ihre schönsten Jahre nicht ungenützt verstreichen lassen. Wovor sie sich denn fürchte? Niemand werde es je erfahren? Ob sie denn glaube, daß er darüber plaudern würde? Schon im eigenen Interesse, abgesehen von der selbstverständlichen Rücksicht auf sie, müsse er vorsichtig und verschwiegen sein. Ja, ohne jede Skrupel und Angst könne sie sich ihm anvertrauen.

Und auch in jeder anderen Hinsicht könne sie unbesorgt sein. Er sei ja kein leichtsinniger, unerfahrener Jüngling mehr und wisse sehr gut, wie man es anzustellen habe, um unerwünschte Folgen zu vermeiden . . .

Sie hörte ihn an, ohne ein Wort zu entgegnen, den Kopf auf die Brust gesenkt. Jedes seiner Worte tönte in ihr wieder und fachte die in ihr ohnedies lodernde Glut, die in ihr gährende Unruhe bis zur Unerträglichkeit an. Das alles hatte sie sich ja schon selbst gesagt. Unter seinen Küssen und Umarmungen war das Weib in ihr erwacht und alles in ihr verlangte und schrie nach Liebe, nach Erfüllung und nach Befriedigung der mißhandelten gewaltsam zurückgedrängten elementaren Triebe. Wenn der Schöpferwille einen mit heißem Blut, mit fiebernd verlangenden Sinnen ausgestattet hatte, dann wollte er auch, daß man dem natürlichen unausrottbaren Triebe nachgab.

Und als Albert kurz vor ihrer Haustür von neuem in sie drang, am Mittwoch zu kommen, da sagte sie zwar nicht ja, aber sie hatte auch nicht die Kraft wie sonst, mit Entschiedenheit nein zu sagen.

Während der nächsten Tage lag sie in unaufhörlichem Kampfe mit sich. Sollte sie oder sollte sie nicht? Sie wußte es wohl, daß sie vor einem

Wendepunkt ihres Lebens stand und daß von ihrem Entschluß die Gestaltung ihrer Zukunft abhing. Aber wer weiß, ob trotz den in ihr erwachten leidenschaftlichen Wünschen nicht doch die instinktive Furcht vor dem entscheidenden Schritt, das anerzogene, ererbte jungfräuliche Bangen des jungen Mädchens in ihr gesiegt hätte, wenn nicht gerade in den letzten Wochen sich etwas ereignet hätte, das sie zeitweise in einen Zustand förmlicher Unzurechnungsfähigkeit versetzte. Von dem hinter dem Laden liegenden geräumigen Zimmer der Prinzipalin war ein Teil durch eine dünne Bretterwand abgeteilt worden, da der Inhaber des an das Putzgeschäft anstoßenden Zigarrenladens den Raum zur Aufstapelung seines Warenlagers gebrauchte.

Den Verkauf im Zigarrengeschäft versah ein junger Mann der in der Mittagsstunde, wenn eine Überraschung durch seinen Chef nicht zu befürchten war, häufig den Besuch eines jungen Mädchens erhielt, mit der er sich vom Laden in den still gelegenen Lagerraum zu einem Kosestündchen zurückzuziehen pflegte. Alma hatte das nach einigen neugierigen Beobachtungen herausgebracht und auch sie machte sich die Abwesenheit ihrer Prinzipalin, die bei Verwandten ihr Mittagessen zu sich nahm,

zunutze, um die nebenan ahnungslos Kosenden zu belauschen. Die trennende Bretterwand war so dünn, daß sie jedes Wort, jeden Laut, den die beiden Liebenden von sich gaben mit angespannt horchendem Ohr deutlich vernahm. Der Schall der Küsse, die leidenschaftlich überredenden Worte des jungen Mannes, das Abwehren und Sträuben seiner Geliebten, das Ringen und Kämpfen, die erstickten Schreie des Mädchens, und dazu das Arbeiten der erhitzten Phantasie, die das, was sie hörte und was sie nicht sah, ergänzend nachschuf, alles das versetzte die Lauschende in einen Taumel und fachte das ohnedies in ihr lodernde Feuer zur brausenden Flamme an, die alles in ihr verschlang außer der lechzenden, rasenden Begierde. Sie litt entsetzlich unter dem Drängen der entfesselten Sinne, die unter den besonderen Umständen, unter denen sich ihr Leben abspielte, nie zur Ruhe kommen konnten, und der Zurückhaltung, zu der die Anschauungen unter denen sie aufgewachsen und die Gebote der gesellschaftlichen Sitte sie zwangen.

Am Mittwoch erreichte die Aufregung, in der sie während der letzten Wochen und Monate gelebt, den Höhegrad; wie ein Delirium war es in ihr; sie wechselte wiederholt die Farbe und von Zeit zu Zeit schauderte ihr Körper wie im Fieberfrost zusammen.

Während der Mittagspause belauschte sie wieder einmal eine der aufregenden Szenen im Zigarrenlager, die ihre Nerven bis aufs äußerste aufpeitschte. Als die Prinzipalin zurückkehrte, befand sich Alma in einem geradezu erbarmungswürdigen Zustand. Ihre Erregung war so maßlos stark, daß sie nicht imstande war, die Nadel in der zitternden Hand zu halten.

»Sie sind krank, Sie fiebern ja, Fräulein,« sagte die Prinzipalin »gehen Sie nach Hause und legen Sie sich zu Bett! Ich komme am Abend und sehe nach Ihnen.«

Sie erwiderte nichts, sondern packte schweigend ihre Sachen zusammen und machte sich fertig zum Gehen. Dann eilte sie in voller Aufregung nach Hause. Als sie sich in ihrem Zimmer befand, dachte und überlegte sie nichts mehr; sie handelte ganz mechanisch unter dem unwiderstehlichen Antrieb in ihr, der sie ganz beherrschte und kein Widerstreben zuließ.

Sie kleidete sich ganz frisch von Kopf bis zu den Füßen an; ihre schönste Wäsche, ihr bestes Unterzeug, ihr Sonntagskleid legte sie an. Darauf stürmte sie wieder die Treppen hinab und auf der Straße im Sturmschritt dahin. Ihr Instinkt führte sie den richtigen Weg, ohne daß sie sich umsah, ohne

daß sie das Bewußtsein dessen was sie tat, was sie vorhatte, besaß.

Wie eine Nachtwandlerin schritt sie vorwärts. Klare Gedanken klare Empfindungen hatte sie nicht. Nur ein rasendes Verlangen eine förmliche Wut, ein zwingender Krampf war in ihr.

Schon von weitem sah sie, wie Albert aus dem Fenster spähte, wie er ihr verstohlen zunickte und dann das Fenster schloß. Es war ein betäubendes Sausen und Brausen in ihr, so daß ihr, während sie die Treppe hinaufeilte, ganz schwindlig wurde. Und als er nun in der geöffneten Tür erschien und sie rasch in den Korridor zog, sank sie halb bewußtlos in seine Arme . . .

Von diesem Tage an war Alma die Geliebte Alberts. Er mietete in der Nähe des Putzgeschäfts ein kleines Zimmerchen, in dem sie sich jede Woche zwei- oder dreimal trafen. Alma fühlte sich vollkommen glücklich. Die gelegentlichen stillen Gewissensbisse, die sie anfangs heimsuchten, erstickten immer sehr bald in dem Rausche seiner Zärtlichkeiten, in den süßen Wonnen ihrer geheimen Zusammenkünfte

Hatte sie Ursache, Rücksicht auf Martha zu nehmen, die ihn ihr mit ihrem Gelde abwendig gemacht hatte?

Nein tausendmal nein! Sie fühlte, wie sie in dem Glück seiner Liebe von neuem aufblühte, wie anstelle der früheren quälenden Unruhe und ständigen wühlenden Erregung eine wohltuende vollkommene Befriedigung getreten war. Ja, sie hatte sich seit langem nicht so wohl, so zufrieden und so gesund gefühlt wie jetzt. Vor Gott fühlte sie sich als seine Frau, sie, die seine Liebe besaß und die ihn glücklich machte, wie Martha, die vor den Menschen als seine Gattin galt, ihn nie machen konnte. Jetzt begriff sie erst, wie recht die Kundin aus dem Putzladen gehabt, als sie einst geäußert hatte, daß sie ohne Mann nicht leben könne und daß ein solches Leben ungesund sei. Ja, alle die Leiden, die ihr früher heftig und heftiger zugesetzt hatten, ihre schwankende Gemütsstimmung, ihre häufige Niedergeschlagenheit, ihre Unlust und Lässigkeit, ihre Unzufriedenheit und Reizbarkeit, die Benommenheit ihres Kopfes, ihre Appetitlosigkeit, ihr häufiger Kopfschmerz, ihre Schwindelanfälle, alles das verschwand jetzt allmählich. Ihre Haltung und ihr Gang wurden wieder straff und elastisch, ihre Munterkeit und gute Laune ließen nichts zu wünschen übrig; stets war sie aufgelegt zur Freude und zu Scherz und nie in ihrem Leben war sie mit solcher Lust und mit solcher Hingabe bei ihrer Arbeit

gewesen. Alles ging ihr flott von der Hand und ihr Geschmack und Geschick nahmen zusehends zu. Dabei war sie stets in einer weichen zärtlichen Stimmung; schöne und gute Gedanken regten sich in ihr und sie hätte allen Menschen etwas Liebes erweisen mögen. Was sie getan hatte, hatte die Natur selbst erzwungen und die Wirkung verriet, daß es nichts Schlechtes, Schimpfliches war, sondern etwas, das dem innersten Drange ihres Wesens, einer natürlichen Notwendigkeit entsprach, der sie sich nur auf Kosten ihrer Gesundheit, ihres Wohlbefindens, ihrer inneren und äußeren Harmonie hatte entziehen können. Jetzt hatte sich vollendet, was zur Ausgeglichenheit ihres Wesens, zum völligen Ausleben ihrer Persönlichkeit gefehlt hatte. Was sie getan hatte, das befand sich im vollen Einklange mit den natürlichen Forderungen mit den Gesetzen natürlicher Sittlichkeit, und wenn hierbei etwas Unrechtes, Unvollkommenes, Tadelnswertes war, so lag das nicht an ihr und ihrem Handeln, sondern an den Unvollkommenheiten der menschlichen Einrichtungen und an den verschrobenen, der Natur entgegenstehenden gesellschaftlichen Sitten.

So verging ein volles Jahr. Alma fühlte sich noch immer vollkommen glücklich. Noch immer traf sie jede Woche ein- bis zweimal mit dem Geliebten

zusammen. Dabei war es die Regel, daß sie sich verabredeten, wenn sie ihn in dem verschwiegenen Zimmer, das er eigens für diesen Zweck gemietet hatte, besuchen sollte. Da geschah es, daß eines Abends, als sie sich auf dem Nachhauseweg befand, eine plötzliche heiße Sehnsucht nach dem Geliebten in ihr aufstieg. Es war fast eine Woche verstrichen, daß er ihr nicht das verabredete Zeichen gegeben und daß sie ihn nicht gesehen hatte. In unwillkürlichem Verlangen lenkten ihre Schritte ab von der Straße, auf der sie direkt nach ihrer Wohnung gelangt wäre. Ihre Phantasie gaukelte ihr vor, wie schön es sein würde, wenn der Geliebte vielleicht zufällig in dem Paradiese ihrer geheimen Zusammenkünfte anwesend wäre und wenn sie nun hinaufeilten und ihn überraschen würde. Freilich, eine Minute später mußte sie über sich selber lächeln, denn daß er das Zimmer aufsuchte, wenn er sie nicht erwartete, war ja ganz ausgeschlossen. Immerhin verfolgte sie auch trotz dieser Erwägung den eingeschlagenen Weg weiter, denn sie hatte ja nichts zu versäumen und es würde ihre Phantasie angenehm erregen, wenn sie im Vorübergehen den Blick zu den Fenstern erhob und sich vergegenwärtigte, wie viele schöne, unvergeßliche, unvergleichlich selige Stunden sie hinter ihnen bereits verlebt hatte.

Da — sie traute ihren Augen nicht und hielt unwillkürlich ihre Schritte an — da strahlte heller Lampenschein aus den Fenstern des im zweiten Stockwerk gelegenen Zimmers hernieder. War es denn möglich? Sie blickte um sich und orientierte sich. Ein Irrtum war ausgeschlossen Straße und Haus waren ihr so wohlbekannt, daß sie beide auch nach jahrelanger Abwesenheit gefunden hätte.

Ein freudiger Schrecken durchfuhr sie. Er war es, kein Zweifel. Ein Zufall hatte ihn hergeführt. Ihr Herz hatte sie den rechten Weg geleitet, der Instinkt ihres Blutes hatte recht gehabt. In fünf Minuten würde sie in seinen Armen ruhen.

Sie eilte ins Haus, die Treppen hinauf. Einmal kam ihr ein Gedanke, der wie lähmend wirkte und sie veranlaßte, ein paar Sekunden zögernd, mit hochklopfendem Herzen auf der Treppe stillzustehen. Dann aber setzte sie ihren Weg um so eiliger fort. Wozu sich quälen mit unmöglichen Phantasiegebilden? Ein so häßlicher Gedanke war seiner und ihrer unwürdig.

Und doch, als sie nun leise an seine Tür geschlichen war, blieb sie wieder schweratmend, zaudernd stehen. Mit einer instinktiven Wendung beugte sie sich nieder und preßte das Ohr an die direkt auf den Treppenflur mündende Tür.

Was war das? Das Rauschen von Frauengewändern und nun Stimmengewirr, in dem sie deutlich seine und eine unbekannt weibliche Stimme unterschied! Es durchfuhr sie mit Eiseskälte und der kalte Schweiß trat ihr auf die Stirn. So gewaltig war die Erschütterung, die die ungeahnte Entdeckung in ihr hervorrief, daß sie taumelte und daß sie sich mit rascher Bewegung an den Türpfosten lehnte, um nicht unter der plötzlichen Ohnmachtsanwandlung zu Boden zu sinken. Dann wollte sie sich wieder mit der Erwägung trösten, daß sie sich geirrt, daß ein Spukbild ihrer erregten Phantasie sie getäuscht habe. Und alle ihre Selbstbeherrschung aufbietend, beugte sie sich abermals zu dem Schlüsselloch hinab, um, ihre gewaltige Aufregung gewaltsam zurückdrängend, mit angespanntester Aufmerksamkeit zu lauschen.

Was sie vernahm, raubte ihr im Nu alle Illusionen. Das fröhliche Lachen einer silberhellen Frauenstimme schallte deutlich heraus und nun erklang seine Stimme, seine wohlbekannt Stimme, die ihr noch vor einer Woche so süße Koseworte, so feurige Schwüre innigster, aufrichtigster, einzigster Liebe zugeflüstert hatte.

Eine jäh auflodernde Wut, eine zornige Empörung packte sie und ohne weiter zu überlegen ganz von

dem ungestümen Verlangen beherrscht, den gewissenlosen schändlichen Verräter zu überführen und ihm ihre ganze Verachtung ins Gesicht zu schleudern, klopfte sie an die Tür, laut, mit heftig zuschlagender, zornbebender Hand.

Plötzliche Stille im Zimmer, dann ein halb unterdrücktes, hastiges Flüstern und Zischeln, als wenn sie sich berieten, wie sie sich verhalten sollten.

Die Erbitterung der Lauschenden wuchs und wieder und wieder klopfte sie mit hartem Knebel an die Tür.

Nichts mehr, kein Rascheln, kein Zischeln, absolute Stille. Die Enttäuschte rüttelte an der Klinke und klopfte abermals und stand dann, während ihr die Tränen vor Wut, Empörung und Scham aus den Augen stürzten eine Weile überlegend still. Endlich drehte sie dem Zimmer den Rücken und ging langsam die Treppen hinab. Unten auf der Straße schritt sie auf der gegenüberliegenden Seite wie eine Schildwache auf und ab. Alle Impulse in ihr drängten nur nach dem einen Ziel: Gewißheit mußte sie haben, volle unumstößliche Gewißheit, ob er sie wirklich betrog, ob er neben ihr noch eine andere Geliebte hatte, ob sie ihm nicht mehr galt als eine Dirne, die man je nach Laune und Geschmack mit andern vertauschte.

Endlich — es war wohl eine Stunde und mehr vergangen — trat er vorsichtig spähend auf die Straße hinaus. Alma hatte sich rechtzeitig in dem gegenüberliegenden Hausflur verborgen, von dem aus sie mit glühenden Augen beobachtete, wie hinter ihm eine große Frauengestalt aus dem Hause schlüpfte und wie sie dann Seite an Seite die Straße hinabschritten.

Alma eilte eine Weile hinter ihnen her und ließ keine Bewegung der ihr Vorausschreitenden aus den Augen. An der ganzen Art ihres gegenseitigen Verhaltens war unschwer zu erkennen, in welchem Verhältnis sie zueinander standen. Lebhaft plauderten sie; sie hielt ihm fortwährend ihr Antlitz mit lächelndem, hingebungsvollem Ausdruck zugekehrt und er steckte endlich, sich sicher und unbeobachtet wähnend, seinen Arm vertraulich durch den ihren.

Zorn und Erbitterung kochten noch immer in der unglücklichen Betrogenen. Sie hätte am liebsten dazwischentreten und die vergnügt Scherzenden mit Gewalt auseinanderreißen mögen. Aber sie bezwang sich und sagte sich, daß ein öffentlicher Skandal schließlich für sie noch beschämender und nachteiliger sein würde. Aber irgend etwas mußte sie tun um ihrer Aufregung, ihrer Empörung eine Ableitung und eine Genugtuung zu verschaffen, um

ihm zu zeigen, daß sie ihn ertappt hatte und nun nur noch Haß und Verachtung vor ihm empfinde. Auch trieb sie der Wunsch, der anderen um derentwillen er sie in letzter Zeit vernachlässigt hatte und die er ihr nun vorzog, ins Gesicht zu sehen und sich zu überzeugen, ob sie wirklich schöner und anziehender war. So eilte sie zunächst nach der anderen Seite der Straße hinüber und hier in fliegender Hast, das Gesicht abgekehrt, eine Strecke voraus, um dann über den Damm nach der anderen Straßenseite zurückzukehren. Als sie nun die beiden ahnungslos Näherkommenden geradeaus entgegenschnitt, bemerkte er sie endlich. Mit stiller Genugtuung sah sie, wie er erschrak, wie sich sein Arm unwillkürlich von dem Arm seiner Begleiterin löste und wie er dann in plötzlicher Scham und Verwirrung das Gesicht vor ihr senkte.

Sie aber empfand es wie einen schneidenden schmerzenden Dolchstich, der ihr fast die Besinnung raubte. Ja, die andere war schön von prächtiger Gestalt und kein Zweifel war mehr, sie — Alma — hatte den Geliebten verloren.

Ihre Aufregung, ihr Zorn löste sich in einem heißen vernichtenden Schmerzgefühl. Wie von Sinnen stürzte sie nach Hause, um hier zwischen ihren einsamen stillen Wänden ihre Verzweiflung,

ihren rasenden, folternden, kaum erträglichen Schmerz auszuweinen, auszutoben.

Ein paar Tage lang lag sie krank zu Bett, dann zwang ihre Pflicht sie, sich aufzuraffen und ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Von Albert keine Spur, keine Nachricht, nichts. Sein Schweigen konnte sie nur als ein Eingeständnis seiner Schuld betrachten. Die eine Genugtuung aber konnte sie sich nicht versagen, ihm in einem Briefe, den sie an sein Geschäft adressierte, ihre ganze Empörung und Verachtung auszudrücken.

Das wirkte. Er erwartete sie an einem der nächsten Abende in der Nähe ihres Geschäfts. Als sie ihn auf sich zueilien sah, durchglühte sie eine plötzliche Freude. Kam er, um sie um Verzeihung zu bitten, um sie zu versöhnen, um ihr zu schwören, daß er die andere nicht liebe, daß es nur ein augenblicklicher Taumel gewesen, daß er sich nie, nie wieder gegen sie vergehen würde? Sie war mit sich noch nicht im klaren, ob sie ihm verzeihen und was sie ihm erwidern sollte, obgleich die Frage sie in den letzten Tagen häufig genug beschäftigt hatte.

Als er nun vor ihr stand, sah sie, daß er nicht als Bittender, als Bereuender kam. Im Gegenteil, er überschüttete sie sogleich mit einer Flut von Vorwürfen. Wie sie sich unterstehen könne, ihm

nachzuspionieren und wo sie die Dreistigkeit hernehme, ihm ins Geschäft zu schreiben, noch dazu solch einen Brief. Das wollte er ihr nur aufs allerbestimmteste erklären, daß es ihr nicht gelingen würde, sich ihm aufzudrängen und ihn mit Gewalt an sich zu fesseln, Ihr Spionieren und ihr Brief habe den letzten Rest von Liebe und Sympathie für sie in ihm getötet. Und nun möge er sie nicht mehr, sie sei ihm nur noch widerwärtig.

Noch ehe sich die Überraschte zu einer Erwiderung aufgerafft hatte, war er wieder verschwunden. Noch einmal kam der ganze Schmerz, ihn für immer verloren zu haben, das vernichtende Bewußtsein sich an einen Unwürdigen weggeworfen zu haben, über sie. Unter Scham und herzscheidendem Weh empfand sie, wie sehr sie ihn geliebt hatte, nicht nur mit den Sinnen auch mit ihrer Seele. Sie erkannte, daß nun das Beste, Schönste in ihr für immer vernichtet und tot war. So glücklich wie sie gewesen, konnte sie nie wieder werden. Nein, schuldlos und stolz hatte sie sich gefühlt, trotz dem Ehebruch, den sie nach der gesellschaftlichen Sitte und dem staatlichen Gesetz begangen hatte. Das war nun dahin; nun kam sie sich klein gedemütigt, geschändet vor. Monatelang dauerte dieses Gefühl der Zerknirschung. Vor den Männern empfand sie ein

aus Verachtung, Haß und Widerwillen gemischtes Gefühl. Auch für den einst so heiß Geliebten regte sich keine wärmere Empfindung mehr in ihr. Als sie ihm einst auf der Straße begegnete, sah sie teilnahmslos, kalt, gleichgültig an ihm vorbei.

Freilich als ein halbes Jahr vorüber war, richtete sich ihr gekränktes Selbstgefühl wieder auf, erwachte von neuem die Lebenslust in ihr. Die Jugend verlangte ihr Recht. Sie war ja erst achtundzwanzig Jahre alt. Wieder lieh sie den pikanten Erzählungen der Kundinnen ihr Ohr, wieder zog es sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem Lauscherposten an der dünnen Zwischenwand, die sie von einem schwelgenden Liebespaar trennte, wieder vernahm ihr angespannt, horchendes Ohr zärtliches Flüstern, kosende Stimmen, schmelzende Laute, die ihre Phantasie aufstachelten und ihr Blut in Wallung brachten. Wieder regte sich ein heißes Sehnen, leidenschaftliches Begehren, wieder begannen die furchtbaren, nervenerregenden Kämpfe zwischen der angeborenen weiblichen Zurückhaltung und dem stürmischen Drängen ihres heißblütigen Naturells. Diesmal war das Ringen um so verzweifelter, als sie ja keine Unwissende mehr war, als die Erinnerung an die in Alberts Armen verlebten süßen Stunden auf

ihre Phantasie noch aufregender wirkte, ihre Sinne noch stürmischer entflammte.

Während des Heimweges vom Geschäft war ihr ein Herr aufgefallen, der ungefähr in ihrem Alter sein mochte. Seine dunklen feurigen Augen sahen mit unverkennbarem Wohlgefallen mit einer deutlichen Frage nach ihr hin, so oft sie einander begegneten. Aber sie hatte seine Blicke nie erwidert, sondern war, nach ihrer Gewohnheit, gleichgültig an ihm vorübergeeilt. Jetzt in dieser Krisis verwandelte sich ihre Unempfindlichkeit in ein stilles Interesse. Ihre Einbildungskraft beschäftigte sich mit ihm während der Arbeit und in den stillen Stunden, die sie einsam in ihrem Heim verlebte. Ganz deutlich sah sie seine Erscheinung vor sich: das männlich hübsche Gesicht, dem der starke Schnurrbart und die Narbe auf der Wange etwas Flottes, Herausforderndes gab, die glühenden Augen, die lebhaftes Temperament, brausende Leidenschaft verrieten und die hohe, kraftstrotzende und dennoch elegante Gestalt.

Ohne daß sie sich dessen bewußt war, wurden ihre Blicke immer freundlicher, ihre Mienen immer lebenswürdiger, wenn sie dem jungen Mann auf der Straße begegnete. Eines Abends trat er an sie heran. Seine Anrede war so höflich, sein Wesen so verbindlich, daß sie gar nicht daran dachte, wie sonst,

scheu weiterzueilen. Im Gegenteil, sie antwortete freundlich und litt es gern, daß er ihr das Geleit gab. Dazu kam, daß er, sich als gebildeter Mann erwies und sich nichts weniger als zudringlich benahm. Im Gegenteil, er war so zurückhaltend, daß er keinerlei Einladung an sie richtete, sich keine dreisten Komplimente erlaubte und sie nur bis in die Nähe ihrer Wohnung begleitete.

Erst bei der dritten Zusammenkunft lud er sie ein, mit ihm ein Restaurant oder eine Konditorei zu besuchen. Alma erlebte zum erstenmal seit langem einen wirklich schönen anregenden Abend. Ihr neuer Bekannter war Ingenieur und hatte viele Reisen gemacht. Er wußte so interessant zu plaudern, daß ihr die Stunden wie im Fluge vergingen. Auch die immer beredter werdenden Blicke seiner faszinierenden dunklen Augen hielten sie wie im Bann und der Druck seiner Hand wirkte beschleunigend auf ihren Herz- und Pulsschlag.

Als sie sich getrennt hatten und sie glühend, noch ganz voll von den Erlebnissen des Abends in ihrem einsamen Stübchen anlangte, fühlte sie, daß sie abermals vor einem Wendepunkt ihres Lebens angelangt war. Liebte sie ihn? Sie wußte es nicht, sie empfand nur, daß seine Nähe, seine kraftvolle, elegante, lebenswürdige Männlichkeit ausstachelnd,

anregend wie ein starker Wein auf sie wirkte, daß seine schmeichelnden süßen Worte, seine Blicke, sein ganzes Wesen sie wie in einen Rausch versetzt hatten, daß alles in ihr glühte, fieberte und in stürmische Bewegung geraten war. Und wieder lag sie lange wach, ruhelos, während ihre erhitzte Phantasie ihr allerlei bestrickende, verführerische Möglichkeiten vorgaukelte. Wieder streckte sie ihre Arme verlangend aus, wieder nahm ein ungestümes, leidenschaftliches Begehren ganz von ihr Besitz.

Vierzehn Tage später besuchten sie gemeinsam eine Theatervorstellung, nach der sie in einem Weinrestaurant speisten. Sehr animiert bestiegen sie eine Droschke, um nach Hause zu fahren. Von demselben Verlangen durchglüht, sanken sie einander in die Arme und Alma gab seine Küsse ebenso leidenschaftlich, ebenso begehrend zurück. Und als er ihr kosend ins Ohr flüsterte, ob sie ihn nicht nach seiner Junggesellenwohnung begleiten wolle, fand sie kein Wort der Entrüstung oder der Abwehr. Im Gegenteil, sie brannte vor Begierde und ihre aufgestachelten Sinne waren von demselben rasenden Verlangen beherrscht, wie damals, als sie zum ersten Male Alberts Einladung gefolgt war. Sie war wie im Taumel, wie im Rausch und dachte und fühlte nichts als das Tosen ihres Blutes. Erst als sie sich in der

fremden Wohnung befand, kam plötzlich etwas wie Besinnung, Entnüchterung über sie. Eine jähe Angst, ein beklemmendes Gefühl der Furcht und Scham erfaßte sie und ungestüm wehrte sie den Leidenschaftlichen ab und drängte zur Tür.

Aber der Ingenieur kam ihr zuvor, drehte den Schlüssel herum, steckte ihn in die Tasche und zog sie mit starken Armen in das Zimmer zurück . . .

Es wurde ähnlich, wie es einst gewesen. Wieder lebte sie förmlich auf in der Liebe zu dem Manne, wieder genoß sie die süßen Freuden der Liebe mit voller Hingabe mit allen Sinnen ihres starken begehrenden Temperaments.

Diesmal dauerte ihr Glück nur drei Monate, dann machte sie eine ähnliche niederschmetternde, demütigende Erfahrung wie seinerzeit bei Albert. Wieder bemächtigte sich ihrer zornige Verachtung, heiße Empörung. Wie erbärmlich doch die Männer waren! Ihr wäre es wahrhaftig nicht eingefallen einen anderen zu begehren, solange die Liebe des einen, dem sie sich freiwillig aus eigenem Gefühl hingeben, sie beseligte. Die Männer aber schienen anders geartet. Zartgefühl und Scham schienen bei ihnen bis zur gänzlichen sittlichen Verwahrlosung abgestumpft. Oder war es ein Naturgesetz, das ihnen unmöglich machte, einem Weibe, und liebten sie es

auch noch so sehr, die Treue zu wahren? Dabei beanspruchten sie von dem Mädchen, das sie zur Frau begehrt, keusche Unberührtheit und von der Gattin absolute eheliche Treue. Welch ein Widersinn welche Überhebung und brutale Ungerechtigkeit!

Ein paar Monate später machte Alma die Bekanntschaft eines Studenten, der ein paar Jahre jünger war als sie. Als sie ungefähr ein halbes Jahr die Geliebte des Studenten gewesen, lernte sie Fritz Holzmann kennen. Es lag nichts Verführerisches, nichts Bezwingendes in der Erscheinung oder in dem Wesen des einfachen Mannes. Im Gegenteil, er war eher schüchtern und zurückhaltend als keck und begehrtlich. Dennoch verrieten seine Blicke deutlich, daß er sich für sie zu interessieren begann. Verschiedene Male war er schon, seine Schwester begleitend, in dem Putzgeschäft erschienen. Ein paarmal hatte er auch gelegentlich ein paar Worte an sie gerichtet. Angenehm hatte sie dabei die unbedingte Hochachtung berührt, die er in seinem Verhalten zum Ausdruck brachte, und die wesentlich abstach von dem Benehmen anderer Männer, die zuweilen in Begleitung ihrer Frauen oder Töchter den Laden betraten und deren ungenierte dreiste Blicke klar genug ihre Empfindungen zum Ausdruck brachten.

Eines Tages machte ihr die Prinzipalin, die überraschende Mitteilung, daß Fräulein Holzmann bei ihr gewesen und sie über Almas Verhältnisse und ihren Charakter befragt habe.

»Natürlich habe ich Sie über den grünen Klee gelobt«, berichtete die Witwe verschmitzt. »Was für ein solides, bescheidenes und sittsames Mädchen Sie wären. Passen Sie mal auf, es ereignet sich was. Mir hat überhaupt neulich von Feuer, von hellen lodernden Flammen geträumt. Das bedeutet allemal Verlobung und Hochzeit.«

Und richtig, kurze Zeit darauf wurde Alma von Fräulein Holzmann zum Kaffee gebeten. Fräulein Holzmann führte ihrem Bruder die Wirtschaft, aber die Trennung zwischen den Geschwistern stand nahe bevor, da das junge Mädchen Braut war und sich in wenigen Wochen nach außerhalb verheiraten wollte.

Der Verkehr zwischen Alma und den beiden Geschwistern wurde ein lebhafter und eines Tages hielt Fritz Holzmann um ihre Hand an. Alma überlegte nicht lange. Wenn sie ihrem Verehrer auch nicht die glühende leidenschaftliche Liebe bieten konnte, die sie einst Albert gegenüber empfunden, so war er ihr doch nicht unsympathisch. Im Gegenteil, sein anständiger, ernster Charakter flößte ihr das

größte Vertrauen ein und außerdem war er in der Lage, ihr eine gesicherte Zukunft bieten zu können.

Die Regungen ihres Gewissens beschwichtigte sie mit der Erwägung, daß sie ja nichts Schlechteres getan, als die Männer auch tun und daß sie nur einem unwiderstehlichen Zwange der Natur gefolgt war. Dann legte sie das feste Gelübde bei sich ab, ihm niemals Veranlassung zum Tadel zu geben . . .

Nun freilich, während sie sich zum Gang ins Standesamt fertigmachte, befiel sie von neuem der Zweifel und eine quälende Angst. Hatte sie nicht doch Unrecht getan, hätte sie nicht lieber im Bewußtsein ihrer Unwürdigkeit verzichten sollen? Aber ein Gefühl des Trotzes, der Erbitterung verdrängte diese moralische Regung immer wieder. War denn Fritz Holzmann würdiger als sie, hatte er etwa enhaltsamer gelebt? Hatte er etwa in Rücksicht auf seine zukünftige Frau seine natürliche Begierde gezügelt, seine Sinne geknebelt, seinen Körper kasteit? Und war es ihre Schuld, daß Albert sie nicht geheiratet, daß der Ingenieur ihr nicht die Treue bewahrt? War sie nicht trotz alledem zu schade von einem Arm in den anderen zu gehen? Sollte sie sich der Skrupellosigkeit der Männer wegen, für die Liebe und Ehe zweierlei waren, zu einem Leben voll Häßlichkeit und Niedrigkeit und zu ein freudlosen,

einsamen Alter verurteilen? Was ging ihrem Manne ihr Vorleben an? Durfte sie sich denn erlauben nach dem seinen zu forschen?

Nein ihr Gewissen sprach sie frei. Nur die Furcht war es, die ihr zusetzte und die sie, während sie an seiner Seite zum Standesamt fuhr, unablässig quälte. Ob er's merken wird?

Auch während der heiligen Handlung in der Kirche war sie zerstreut und nervös. Und obgleich sie sich bemühte, ihren Geist auf die erhebende, eindringliche, zu Herzen gehende Ansprache des Predigers zu konzentrieren, sie konnte nicht verhindern, daß ihr sehr unheilige Gedanken durch den Kopf fuhren. Gleichsam als Refrain eines jeden, der an sie und ihren ganz in Rührung zerfließenden Bräutigam gerichteten Sätze drang die unentrinnbare, immer wiederkehrende Frage auf sie ein: »Ob er's merken wird?«

Während des Hochzeitsmahles, das in einem Restaurant stattfand, war Fritz Holzmann ganz Zärtlichkeit und sprudelnde Liebenswürdigkeit. Der feurige Wein hatte seine Zunge und seine gewohnte Zurückhaltung gelöst. Er wurde nicht müde, ihr immer wieder die Hand zu drücken, sie liebesselig anzulächeln und ihr allerlei mehr oder minder delikate Späße zuzuraunen.

Ab und zu erhob er sein Glas, um mir ihr anzustoßen. Aber so sehr er auch auf sie einredete, sie trank so gut wie nichts, sondern feuchtete nur ihre Lippen ein wenig an. Sie mußte ja vorsichtig sein, sie brauchte ja alle ihre Selbstbeherrschung und Selbstkontrolle. Sie wußte aus Erfahrung, daß ihre Sinne nichts so sehr entflammte als Weingenuß, daß sie, wenn sie einen kleinen Spitz hatte, alle Verstellung, alle Zurückhaltung aufgab. Heute aber hieß es die schüchterne, ängstliche, zurückhaltende, jungfräuliche junge Frau zu spielen, denn von dieser Nacht hing ja ihre ganze Zukunft ab.

Ob er's merken wird?

Fritz Holzmann aber kannte keine Besorgnisse und überließ sich glücklichen Herzens seiner arglosen Fröhlichkeit. Mit jedem weiteren Glase wurde er zärtlicher und verliebter, und als sie sich nachher im Tanze drehten, preßte er seine junge Frau so stürmisch an sich, daß ihr ganz warm dabei wurde. Fast ein halbes Jahr war vergangen, seit ein Mann sie zum letzten Male in den Armen gehalten. Kein Wunder, daß ihr Blut wallte, daß ihre Sinne sich regten und nach Befriedigung lechzten. Aber sie dämpfte die sinnliche Erregung mit der mahnenden Frage: »Ob er's merken wird?«

Als sie — es war schon gegen Morgen — zu Hause anlangten, befand sich der junge Ehemann in einem förmlichen Taumel. Unter dem Einfluß des starken Weines, von dem er große Quantitäten vertilgt hatte, des Tanzens und des ersten Alleinseins mit seiner üppigem hübschen jungen Frau regte sich in dem sonst nicht übermäßig sinnlich veranlagten Manne die Begierde. Der jungen Frau aber pochte heimlich das Herz und die Zähne schlugen ihr vor Aufregung zusammen angesichts der Stunde der Entscheidung. Sie wehrte ihm heftig, als er ihr beim Auskleiden behilflich sein wollte und schlüpfte in das Schlafzimmer, das sie hinter sich verriegelte. In wenigen Minuten waren Kleider und Röcke abgestreift, dann entriegelte sie die Tür und sprang ins Bett.

Mit verzweifelter Kraftanstrengung wehrte sie sich gegen die heißen Wallungen, die in ihr aufstiegen, gegen die süße Betäubung, die ihre Sinne umschmeicheln wollte. Es wurde ihr leichter, als sie gedacht hatte. Ihre wirkliche Befangenheit, die Furcht vor Entdeckung der Schande verlieh ihrer Zurückhaltung und ihrer gekünstelten Abwehr den Schein der Natürlichkeit, und der biedere Fritz Holzmann, der sich bisher seinen Bedarf an »Liebe« ausschließlich von Dirnen, Kellnerinnen,

Fabrikarbeiterinnen, Näherinnen und anderen armen Mädchen gekauft hatte, deren kärglicher Lohn eine Aufbesserung durch Nebenverdienst heischte, merkte nichts von dem gegen ihn verübten Betrug.

Im Gegenteil, er redete der Heuchlerin, die sich sogar ein paar Tränen erpreßte, gutmütig tröstend zu.

Da atmete Alma erleichtert auf und lächelte listig in sich hinein.

»Gott sei Dank! Er hat nichts gemerkt.«

Aufgeschoben.

Die Hochzeitsfeier fand in der außerhalb der Stadt gelegenen Villa der beiden Tanten statt, die Erika nach dem frühzeitig erfolgten Tode ihrer Eltern erzogen hatten. Nur der enge Kreis der Angehörigen beider Familien war anwesend. Freundinnen hatte die junge Frau nicht, denn die beiden alten Damen hatten in ihrer altjüngferlichen Ängstlichkeit immer streng darauf gehalten, ihre Nichte vor allem Verkehr zu bewahren, der der Reinheit ihrer unschuldigen kindlichen Seele möglicherweise gefährlich werden konnte. Die alten Damen hatten wahrscheinlich in dieser Hinsicht in ihrer Jugend allerlei böse Erfahrungen gemacht. So war das junge Mädchen in ausschließlich weiblicher Umgebung älteren Jahrganges aufgewachsen, denn außer den beiden Tanten war nur noch eine alte Köchin im Hause. Ihren Unterricht hatte Erika von ihren beiden Tanten erhalten, von denen die eine, nicht aus Nützlichkeitsgründen, denn sie waren wohlhabend, seinerzeit ihr Lehrerinnenexamen gemacht hatte.

Von Männern war Erika während ihrer Kindheit und Jugend nur mit dem Arzt, der sie bei gelegentlichen Erkrankungen behandelte, und mit dem Pfarrer, der ihr den Konfirmandenunterricht erteilt hatte, in Berührung gekommen. Beide Herren waren schon bejahrt und hatten auch sonst in ihrem Äußeren und in ihrem Wesen nichts gehabt, das die bewegliche Phantasie des jungen Mädchens hätte in Erregung bringen können.

Erst als Erika in ihrem neuzehnten Jahre stand, machte sie zum erstenmal die Bekanntschaft eines jungen Mannes. Assessor Kurt Freydorf machte eine Übung als Reserveleutnant mit, als er mit einem Unteroffizier und zehn Soldaten in die Villa der alten Damen in Quartier gelegt wurde. So peinlich es den beiden alten Damen auch war, sie konnten nicht umhin, den Offizier, der kurz nach dem Einrücken seinen formellen Besuch machte, an dem gemeinschaftlichen Mittagessen teilnehmen zu lassen.

Der Assessor erwies sich als ein ebenso höflicher, lebenswürdiger, wie bescheidener junger Mann und so konnten auch die Gastgeberinnen nicht anders, als im Verkehr mit ihm die Gebote der gesellschaftlichen Höflichkeit zu beobachten. Sie luden ihn ein, nach dem Abendessen ein Stündchen mit ihnen zu

verplaudern, und da es sich im Laufe des Gesprächs herausstellte, daß der Assessor sehr musikalisch war, so verstand es sich von selbst, daß man ihn aufforderte, etwas von seiner Kunst zum besten zu geben. Und so setzte sich der junge Mann ans Klavier und trug eine Beethovensche Sonate und ein Chopinsches Notturmo mit großer Fertigkeit und tiefer Empfindung vor. Darauf spielte er mit Erika ein vierhändiges Stück, und zuletzt begleitete er das junge Mädchen, die einen hübschen, klangvollen Sopran besaß, zum Vortrag einiger Schubertscher und Schumannscher Lieder.

Zwei Tage nur lag der Reserveleutnant in der Villa in Quartier. Aber die kurze Zeit genügte, um Erikas unerfahrenes, aber enthusiastisch veranlagtes Mädchenherz in Flammen zu setzen und auch den Assessor für die so seltenen Reize einer gänzlich unverdorbenen, naiven und ursprünglich empfindenden Mädchenseele empfänglich zu machen.

Da der zweite Tag ein Ruhetag war, an dem der Reserveleutnant nur einen Appell abzuhalten hatte, so blieb ihm viel freie Zeit, die er zum größten Teil in Erikas Gesellschaft zubrachte. Fast den ganzen Nachmittag über verbrachten sie in dem großen Obstgarten, der sich hinter der Villa erstreckte und

pflückten gemeinsam Apfel und spielten Krocket und unterhielten sich dabei angelegentlich. Es gewährte dem Weltmann, der von den Genüssen eines abstumpfenden Gesellschaftslebens übersättigt war und der den üblichen Flirt im Salon und im Tanzsaal nicht mehr sehr amüsan fand, einen eigenen Reiz, zu beobachten, mit welchem hingebendem Interesse das unerfahrene junge Mädchen, dem alles das gänzlich fremd war, ihm zuhörte, wie ihre Augen aufleuchteten und ihre zarten Wangen sich mit der Röte eines ehrlichen Eifers bedeckten, wie sie ganz unfähig war, ihr naives Wohlgefallen an seiner Gesellschaft zu verbergen. Das alles, was er in lebhaften Schilderungen ihr offenbarte, war für sie eine neue, unbekannte Welt, die ihr empfängliches, unentweihetes frisches Herz in plötzlich erwachender Sehnsucht höher schlagen ließ.

Der Abend gehörte wieder der Musik. Die beiden jungen Leute spielten und sangen mit einer Hingabe, die selbst auf die andächtig zuhörenden beiden älteren Damen ihre Wirkung nicht verfehlte.

»Ein scharmanter junger Mann!« flüsterte die eine der anderen zu.

Als Kurt Freydorf sich gegen elf Uhr von seinen Gastgeberinnen dankend verabschiedete, denn am andern Morgen mußte er in aller Frühe aufbrechen,

sah er mit innerlicher Rührung, wie das junge Mädchen kaum imstande war, ihre Bewegung zu beherrschen. Er bemerkte, wie sie erblaßte, wie ihre Mienen schmerzlich zuckten und wie ihre Augen unruhig flirrten und kaum die Tränen zurückhalten konnten.

Und in der Tat, als sich die Tür hinter dem Davongehenden geschlossen hatte, war Erika so erschüttert, daß sie in ein ungestümes Schluchzen ausbrach und sich von den erschrockenen Tanten nur mühsam beruhigen ließ.

Und ebensowenig wie ihren Schmerz, konnte die an Verstellung ganz Ungewohnte ihre lebhafteste Freude verbergen, als er an einem der nächsten Nachmittage plötzlich unerwartet zu Pferde erschien, um den Damen von seinem ein paar Meilen entfernten Quartier aus, einen kurzen Besuch abzustatten.

Diese Besuche wiederholten sich während der nächsten zwei Wochen, während deren die Division, zu der des Assessors Regiment gehörte, in der Umgegend manövrierte, noch einige Male. Das Ende vom Liede war, daß Kurt Freydorf eines Abends — die Damen waren auf seine Einladung gekommen, um sich das Biwak des Regiments anzusehen — dem jungen Mädchen eine Liebeserklärung machte. Sie war so überrascht und bewegt gewesen, daß sie nicht

imstande war, irgend etwas zu erwidern und daß sie es widerstandslos duldeten, als er sie für einen kurzen Moment in seine Arme zog und sie auf die unentweiheten Lippen küßte.

Am nächsten Tage hatte er bei den Tanten um Erikas Hand angehalten. Die alten Damen waren in nicht geringe Aufregung geraten, aber schließlich hatten sie ihre Zustimmung gegeben, denn sie sagten sich, daß Erika doch nicht immer bei ihnen bleiben könnte und daß sie einmal in Ruhe die Augen schließen würden, wüßten sie ihr Pflegekind unter dem Schutz eines tüchtigen Mannes. Auch waren sie schon bei Lebzeiten aller Verpflichtungen und Verantwortung ledig, sobald Erika verheiratet war.

Die Verlobung wurde also gefeiert. Erika war voll Freude und Stolz. Schon die Unterbrechung ihres gleichförmigen stillen Lebens empfand sie als etwas Angenehmes. Dazu die Wichtigkeit, die sie nun in ihren eigenen Augen erlangte. Immer wieder mußte sie auf den breiten Goldreif blicken, den ihr ihr Bräutigam an den Finger gesteckt hatte.

»Verlobt und bald verheiratet!«

Sie hatte zwar nur sehr unbestimmte Begriffe von dem Wesen der Ehe, aber sie hatte doch das Gefühl, daß die Würde einer Frau sie gleichsam erhöhte und ihr eine bedeutsame Wichtigkeit verlieh. Dazu kam,

daß sie ihren Verlobten wirklich gern mochte. Er imponierte ihr so ungemein. Noch nie hatte sie einen Mann so überlegen über alle möglichen Dinge sprechen hören. Daneben kam sie sich so klein und unbedeutend vor, daß sie ihm gegenüber fast eine kindliche Verehrung empfand.

Sie saßen den Abend über viel zusammen. Kurt hielt in einem fort ihre Hand in der seinen und zuweilen beugte er sich zu ihr hinüber und küßte sie. Dabei stieg ihr jedesmal die Schamröte ins Gesicht und sie schämte sich furchtbar vor ihren Tanten. Sie hatte die Empfindung, daß die alten Damen es nicht gern sahen, ja mehr, daß sie das Küssen zwischen Mann und Frau für etwas Häßliches hielten. Sie erinnerte sich, daß sie einmal, als sie mit ihren Tanten an einem warmen Sommerabend spazieren gegangen war, einen jungen Mann und ein Mädchen erblickt hatte, die sich umschlungen hielten und sich küßten. Mit kindlicher Neugier hatte sie zu den Küssenden hingeblickt, da hatte ihre ältere Tante sie am Arm gefaßt und ihr mit strenger Miene zugeraunt: »So etwas sieht man nicht, das ist unanständig.«

Ja, so sehr sie ihn auch liebte und verehrte, in dieser Beziehung kam ihr Kurt taktlos und undelikat vor. Und so stand sie endlich auf, setzte sich ans Klavier und spielte. Am andern Morgen, als er sie

zum Abschied noch einmal in seine Arme zog und küßte, ging die Peinlichkeit ihres Empfindens in dem Trennungsschmerz unter.

In der Zwischenzeit bis zur Hochzeit, die ein halbes Jahr später stattfinden sollte, schrieben sie einander viel. Er gab ihr eine Schilderung des Kreises, in dem er verkehrte und skizzierte ihr die Charaktere der Leute, unter denen sie künftig leben würde. Der übrige Inhalt bestand zum größten Teil aus literarischen Erörterungen. Er nannte ihr verschiedene Bücher, die sie lesen sollte und entwickelte ihr seine Ansichten über die Vorzüge und Mängel derselben. Schließlich bemühte er sich, sie in seinen Beruf einzuführen, indem er sie über die schweren, verantwortungsvollen Pflichten eines gewissenhaften Richters aufklärte und ihr von der hohen Bedeutung dieses Berufes, der alle übrigen an Verantwortlichkeit und Erhabenheit übertraf, einen ungefähren Begriff gab.

Erika ihrerseits berichtete zumeist über die Eindrücke, die sie beim Lesen der von ihm empfohlenen Bücher erhalten hatte.

Neben dem Briefwechsel, der viel Zeit in Anspruch nahm, beschäftigte sie sich hauptsächlich mit ihrer Ausstattung. Schneiderinnen und

Wäschenäherinnen wurden in Tätigkeit gesetzt, und da hieß es mitberaten und mit Hand anlegen.

Von den inneren Konflikten, die die alten Tanten in dieser Zeit durchzumachen hatten, ahnte Erika in ihrer Harmlosigkeit nichts. Die beiden Damen konnten sich nicht verhehlen, daß ihre Nichte sozusagen ganz unvorbereitet und wohl noch ahnungsloser in die Ehe ging, als die meisten anderen jungen Mädchen. Aber wenn sie sich auch gewissermaßen mit dem Vorwurf einer Unterlassungssünde belastet fühlten, sie konnten sich nicht entschließen, ihre Nichte über das Wesen und den Zweck der Ehe, die sie ja aus eigener Erfahrung nicht kannten, aufzuklären. Ihr altjüngferliches Gefühl empörte sich bei dem Gedanken, von den von ihnen ja auch nur vor langer Zeit geahnten Mysterien der Ehe roh den Schleier zu lüften. Ihrer stumpf gewordenen Phantasie war es eine viel zu schwierige, ja unmögliche Aufgabe, sich in die heiklen nach ihrer Auffassung würdelosen, geradezu schmutzigen Beziehungen zwischen Mann und Weib zu versenken. Mochte der junge Ehemann, selbst seine Frau in diese Dinge, die den Menschen zum Tier herabwürdigten und die im mildesten Fall als ein notwendiges Übel zu betrachten waren, einweihen. Sie begnügten sich, ihrer Nichte nur ein paar

allgemeine Fingerzeige und Lebensregeln für ihren künftigen Stand als Ehefrau zu geben.

»Du mußt dir immer vor Augen halten, liebes Kind, daß dir künftig dein Mann der nächste auf Erden ist. Er ersetzt dir Vater und Mutter und ist dein natürlicher Hort und Beschützer. Deshalb mußt du auch stets voll Dankbarkeit und Ergebenheit ihm zugetan sein und dich in allen Dingen seiner besseren Einsicht und größeren Erfahrung fügen. Du weißt, was im Brief St. Pauli an die Epheser geschrieben ist: ›Um deßwillen wird ein Mensch verlassen Vater und Mutter und seinem Weibe anhangen und werden zwei Ein Fleisch sein.« Und weiter in demselben Kapitel: ›Doch auch ihr, ja ein Jeglicher habe lieb sein Weib als sich selbst; das Weib aber fürchte den Mann.« Ja, liebes Kind, vergiß nie: Du schuldest deinem Mann unbedingten Gehorsam und unbedingtes Vertrauen, ja unbedingte Hingabe. Ich meine: Wenn es dir auch einmal schwer fällt, dich in sein Gebot zu fügen, du mußt dich ihm dennoch unterordnen und seinem Willen nachgeben und darfst dich nicht widersetzen, wenn auch dein Empfinden als Frau sich sträubt, denn, das vergiß nie, die Ehe ist von Gott gewollt und die Ehe ist notwendig, sonst — na ja, sonst würde das Menschengeschlecht schließlich aussterben.«

Das war das Äußerste, zu dem sich die beiden alten Damen verstanden. Ja, der letzte Satz wurde von der älteren der beiden Schwestern mit einer Hast ausgestoßen, der man anmerkte, daß sie sich förmlich zu den Worten zwingen mußte. Und sie verließ auch gleich darauf mit einer fluchtähnlichen Eile das Zimmer, um allen unbequemen Fragen der andachtsvoll, gedankenvoll Zuhörenden zu entgehen.

Erika hatte viel über die andeutenden Worte der Tante gegrübelt, ohne die Empfindung loswerden zu können, daß sie hier wie in einem dunklen Nebel herumtappe. Und in einem natürlichen Gedankengang war es, daß sie am nächsten Tage plötzlich die Frage an ihre Tante richtete: »Du, Tante, werden wir auch Kinder haben. Kurt und ich?«

Die Tante blickte sehr erstaunt auf und räusperte sich und hüstelte und rückte unbehaglich auf ihrem Stuhl hin und her, was immer bei ihr ein Zeichen beginnender Nervosität war. Endlich erwiderte sie: »Wahrscheinlich — hoffentlich! So Gott will!«

»Aber, Tante, es gibt doch auch Ehen, in denen keine Kinder sind.«

»Freilich. Aber das sind doch nur Ausnahmen.«

»Aber warum haben denn manche Eheleute keine Kinder, Tante?«

Die Tante packte mit kurzen, hastigen, heftigen Bewegungen ihr Strickzeug zusammen, während sie in ärgerlichem Ton beschied: »Das weiß ich nicht. Das muß man alles dem lieben Gott anheimstellen.«

Darauf hatte sie sich wieder in augenscheinlicher Hast entfernt. Dem jungen Mädchen hatte sich noch eine andere wichtige Frage ausgedrängt, aber eine instinktive Scheu verschloß ihr den Tanten gegenüber den Mund um so mehr, als es ihr nicht entgangen war, daß die alten Damen über das Ehe Thema und alles, was damit zusammenhing, nicht gern sprachen. So machte sie sich denn an die alte Köchin heran, die überdies den Tanten gegenüber den Vorzug besaß, daß sie früher verheiratet gewesen war.

»Marie?« fragte sie neugierig, naiv, ohne alle Einleitung. »Wo kommen eigentlich die kleinen Kinder her?«

Da hatte die Witwe gelächelt.

»Na, das wissen Sie doch Erikachen, die bringt doch der Storch.«

Erika aber hatte geringschätzig die Lippen aufgeworfen.

»Der Storch! Sie werden doch nicht denken, Marie, daß ich noch an den Storch glaube? Das ist doch bloß ein Märchen für Kinder. Ich habe oft genug Störche gesehen, aber nie, daß einer ein Kind

im Schnabel getragen hätte. Und überhaupt, wo sollten denn die Störche die Kinder herkriegeln?«

Da hatte die alte Marie wieder gelächelt und listig dazu mit den Augen gezwinkert.

»Na, da muß ich Ihnen schon die Wahrheit sagen, Erikachen.« Sie hatte sich zu der erwartungsvoll, mit gespanntester Aufmerksamkeit Zuhörenden hinübergebeugt. »Die Kinder kommen, wenn Mann und Frau miteinander schlafen.«

»Ach! Wirklich, Marie? Sie machen auch keinen Unsinn?«

»Aber nein. Fräulein, wissen Sie das denn noch nicht?«

»Nein! Woher sollte ich es denn wissen?« Die Braut war noch nachdenklicher geworden. »Wenn Mann und Frau zusammenschlafen? Das begreife ich nicht.« Kopfschüttelnd und neugierig blickte sie auf die Köchin.

»Ja, weiter kann ich Ihnen nichts sagen,« hatte die alte Marie zurückhaltend erklärt, »Sie werden ja schon selber sehen, wenn Sie erst verheiratet sind. Dann findet sich das schon von ganz allein.«

Damit hatte sich Erika dann begnügt, denn sie hatte selbst die dunkle Empfindung, daß sie nicht weiter fragen dürfe, so begierig sie auch war, in

dieser ihr ganz unerklärlichen und doch eigentlich so wichtigen Angelegenheit Aufklärung zu erhalten.

Ihr eignes Nachdenken hatte sie auch bald aufgegeben, denn es führte zu nichts . . .

Und nun war sie Frau. Unmittelbar nach der Hochzeitstafel reiste das junge Ehepaar ab. Das war allen Beteiligten als selbstverständlich erschienen. Besonders den beiden Tanten wäre es unerträglich gewesen, wenn sie hätten zugeben sollen, daß das junge Ehepaar seine Hochzeitsnacht unter ihrem Dache verbrachte. Wie hätten sie denn den beiden jungen Eheleuten am andern Morgen in die Augen sehen sollen?

Also Kurt und Erika reisten noch an demselben Abend ab. Ihr Ziel war Bozen in Tirol. Dort in der herrlichen Umgebung der Stadt, wollten sie ihre Flitterwochen verleben. Kurt, der die Gegend kannte, hatte bereits brieflich in Gries, der Vorstadt Bozens, Quartier bestellt.

Spät abends langten sie an. Nachdem sie zur Nacht gespeist, zogen sie sich ermüdet in ihre Zimmer zurück. Ein Wohnzimmer und ein danebenliegendes Schlafzimmer stand zu ihrer Verfügung. Als Erika die beiden nebeneinander gestellten Betten erblickte, machte sie eine betretene Miene und sah befangen, erschrocken zu ihrem Gatten hinüber.

Der zog sie lächelnd an seine Brust.

»Aber Liebchen, wir sind ja doch jetzt miteinander verheiratet!« flüsterte er ihr erklärend, beruhigend zu.

Ja, sie erinnerte sich jetzt. Eheleute pflegten ein Schlafzimmer zu teilen. Sie hatte das schon früher gelegentlich in den Wohnungen verwandter und bekannter Familien beobachtet. Auch kam ihr jetzt ins Gedächtnis, was ihr die alte Marie gesagt hatte. Wenn Kurt es wollte, so war es ja ihre Pflicht als Frau, sich zu fügen, wenn auch ihr innerstes Empfinden sich dagegen auflehnte.

Freilich, als er bald darauf nicht nur das Zimmer, sondern auch das Bett mit ihr teilen wollte, wehrte sie ihn sanft ab.

»Aber das hat doch nicht solche Eile, Kurt.«

Mit einem Ruck setzte sich der aufs höchste Überraschte, Befremdete auf.

»Nicht solche Eile?« stammelte er.

»Nun ja. Die meisten Eheleute haben doch Kinder erst, wenn sie schon ein Jahr verheiratet sind.«

Ihre Worte sowie ihre ruhige, fast ungenierte Art versetzten ihn in einen Zustand immer stärkerer Befremdung und Fassungslosigkeit. Er wußte nicht, was er erwidern sollte und streckte sich deshalb wieder neben sie hin. Mit einer unwillkürlichen Bewegung rückte sie von ihm hinweg, soweit sie nur

irgend konnte. Indes gingen ihm hastige Gedanken durch den Kopf, die seine Liebesglut wesentlich abkühlten und ihn mit Unruhe und Sorge erfüllten. Er hatte sie für ein Muster mädchenhafter Unerfahrenheit und Unschuld gehalten, und nun sprach sie über dieses Thema, an das ein junges Mädchen kaum zu denken, geschweige denn, daß sie es laut zu erörtern wagte, so unbefangen, als handelte es sich für sie um die geläufigste Sache der Welt.

»Du weißt also, woher die Kinder kommen?«

Sie nickte verschämt.

»Jawohl! Wenn Mann und Frau zusammenschlafen.«

Er blickte immer verblüffter drein. Eine peinliche Spannung verriet sich in seinen zuckenden Mienen.

»So? Woher weißt du denn das?«

»Unsre alte Marie hat mirs erzählt.«

»Eure alte Marie?«

»Nun ja, unsre alte Köchin.«

Er atmete schon etwas erleichtert auf.

»Und hat sie dir auch erzählt, was Mann und Frau — ich meine — — na ja, hat sie dir das auch gesagt?«

Sie drehte sich erstaunt und neugierig zu ihm herum.

»Was denn, Kurt? Nein, weiter hat sie mir nichts erzählt. Was denn noch, Kurt?«

»Ach nichts — nichts!«

Der junge Ehemann lächelte völlig beruhigt vor sich hin, denn er erkannte, daß seine Frau noch viel, viel unschuldiger, ahnungsloser war, als er vorausgesetzt hatte. Zugleich kam ihm auch ihr ganzes Verhalten während ihrer Brautzeit zum Bewußtsein: ihre Scheu, ihre Befangenheit und die Art, wie sie seine Küsse geduldet hatte, ohne in irgendwelche Erregung zu geraten und ohne sie je zu erwidern. Da erfaßte ihn tiefe Rührung. Er beugte sich nieder und küßte die Naive auf die Stirn.

»Du bist bezaubernd., einzig! Und nun, gute Nacht, du süßes, unschuldiges Kind! Schlafe gut!«

»Gute Nacht, Kurt!« gab sie befriedigt zurück und hüllte sich fester in ihre Decke.

Der junge Ehemann legte sich ebenfalls in seinem Bett zum Schlafen zurecht. Aber bevor er einschlief, beschäftigten ihn noch allerlei ernste Fragen. War es recht, junge Mädchen in völliger Unkenntnis des realen Lebens, in vollkommener Ahnungslosigkeit über die wichtigsten Fragen des Ehelebens zu erziehen? Wie leicht konnte solch eine Harmlose, Unerfahrene die Beute eines gewissenlosen Verführers werden? Und weiter sagte er sich

lächelnd, aber doch mit einem leisen Bedauern, daß er nun infolge der verkehrten Erziehung seiner jungen Frau gewissermaßen um seine Hochzeitsnacht betrogen war, denn hätte er sich etwa rücksichtslos auf die ganz Ahnungslose stürzen sollen? Das war doch einfach unmöglich, und wäre geradezu brutal gewesen. Und hätte er nicht dadurch riskiert, sie zu erschrecken, zu entsetzen und mit Angst, Grauen, Abscheu vor ihm zu erfüllen? Hätte er nicht das Zarteste, Süßeste, leise Knospende für immer in ihr ertötet, anstatt es langsam blühen und reifen zu lassen?

Ja, er mußte sich in Geduld fassen, mußte erst die richtige Liebe in ihr erwecken, mußte sie langsam zu der Erkenntnis führen, daß die Liebe nicht nur eine seelische Empfindung, sondern auch etwas Körperliches war. Hier, wo keine prüden alten Tanten in der Nähe, wo sie sich selbst überlassen waren, würde sich unter seinen Küssen und Liebkosungen die Liebe mit ihrem Sehnen und Verlangen auch in ihr regen, würden ihre Sinne allmählich erwachen und sie naturgemäß in seine Arme treiben. Aufgeschoben war nicht aufgehoben. Auch für ihn würde die Hochzeitsnacht kommen mit ihren süßen, seligen Schauern . . .

Das hab' ich mir viel schöner gedacht!

Die junge Ehefrau war sehr nervös. Ihre Augen funkelten und blitzten; alle paar Minuten drückte sie die Hand des neben ihr Sitzenden so krampfhaft, daß er ihr jedesmal erstaunt in das erhitzte, lebhaft vibrierende Gesicht sah. Unruhig rückte sie auf ihrem Stuhl. Auch an ihrem Weinglase nippte sie häufiger und tiefer, als es sonst ihre Gewohnheit war. Ja, alle Fibern und Nerven in ihr zuckten und waren in glühender Erregung.

Mein Gott, nahm denn die Tafelei gar kein Ende? Alle ihre Gedanken und Wünsche, ihr Sehnen und Verlangen richteten sich auf den seit Jahren brünstig und begehrend herbeigesehnten großen Moment: »Endlich allein!«

Wie oft hatte sie ihn sich nicht bereits mit lüsterner Phantasie ausgemalt, wie oft mit ihrer intimsten Freundin darüber beraten! Aber was waren alle Phantasien gegen die Wirklichkeit . . . Endlich allein!«

Mit einem fast ärgerlichen Blick streifte sie ihren ahnungslos ihr zur Seite sitzenden Ehegatten. Wie

gemütsruhig er dasaß, wie immer mit der stereotypen verbindlichen Miene, korrekt nicht nur in seiner äußeren Erscheinung, von der tadellos geschlungenen weißen Krawatte bis zu den schicken Lackstiefeln, sondern auch in seinem ganzen Wesen und Gebahren. Sie seufzte. Ja, korrekt war er, korrekt bis zur Unausstehlichkeit. In der Brautzeit hatte sie sich oft im stillen darüber geärgert. Wenn alles in ihr gefiebert, geglüht, zum Ausbruch gedrängt hatte, war er immer der Korrekte geblieben, der nichts zur Unzeit tat, sondern sich gemütsruhig, ergeben geduldete, bis die Stunde geschlagen hatte.

Freilich, er konnte ja warten, er als Mann!

Aber solch ein armes Mädchen aus »guter Familie« mußte zusehen, bis endlich der Ersehnte kam, der einem — nach der nun einmal unumgänglichen Sanktion durch Standesamt und Kirche die Liebe kennen lehrte, die Liebe in vollem Umfange, mit all der berausenden Süßigkeit, die ihr innewohnen sollte.

Ja, die Liebe, die rückhaltlose Liebe zwischen Mann und Frau war das Thema, das sie so oft mit ihren Freundinnen besprochen und immer wieder besprochen hatte, das ihre Gedanken und ihre Phantasie wie nichts anderes auch nur annähernd von Kindheit an beschäftigt hatte. Schon als ganz kleines

Mädchen hatte sie eigentümliche Regungen und Wallungen gehabt. Merkwürdig! Das mußte ihr von Geburt an im Blut gesteckt haben, denn — das wußte sie — nicht alle waren so veranlagt. Schon als acht- oder neunjähriges Mädchen hatte sie — niemand hatte es ihr gezeigt, ein innerer Drang hatte sie von selbst darauf gebracht — mit ihrem Bettzipfel Allostria getrieben. Einmal hatte die Mama sie dabei betroffen und sie heftig gescholten und unanständig und verderbt genannt. Freilich, geholfen hatte das nicht, nur mehr vorgesehen hatte sie sich von da ab.

Mit zehn Jahren hatte sie es herausgebracht, daß die Kinder nicht vom Storch gebracht wurden, sondern daß sie aus dem Mutterleib hervorgingen, aus dem Magen, wie sie damals naiverweise geglaubt hatte. Im selben Jahre war es gewesen, daß sie mit ihrer Freundin und deren Bruder Mann, Frau und Kind gespielt hatte. Sie war die Frau des kleinen Viktor gewesen und sie wußte noch, daß sie zusammen auf den Heuboden gestiegen waren, daß sie da oben sich neben Viktor gelagert und daß sie sich zärtlich umschlungen und geküßt hatten.

Im elften Jahre war ihre Wißbegierde immer brennender geworden und sie hatte zu Hause jeden unbewachten Augenblick benutzt, sich Aufklärung über das große Rätsel der Liebe und der Zeugung zu

verschaffen. Die Konversationslexika und andere Werke, die sie im Bücherschrank ihres Vaters fand, hatte sie emsig nach diesem Thema durchstöbert und sie erinnerte sich noch genau, wie sie immer triumphiert und frohlockt hatte, wenn sie der Freundin etwas Neues, bis dahin noch nicht Gekanntes berichten konnte. Damals hatte sie rapide Fortschritte in der Theorie, der so sehr interessanten pikanten Dinge gemacht. Von den Geschlechtsorganen und ihren Funktionen, von der Empfängnis, vom Gebären und über alle möglichen geschlechtlichen Fragen hatte sie mit heißen Wangen und klopfenden Pulsen gelesen.

Viktor jedoch, der damals zwölf Jahre alt gewesen, war ihr an praktischen Kenntnissen überlegen. Eines Tages hatte er ihr und der Freundin während eines Spazierganges erzählt, daß es Frauenzimmer gäbe, die »das« für Geld täten. Und er hatte sie und seine Schwester darauf vor ein häßlich und ruppig aussehendes Haus in einer schmutzigen Straße geführt und hatte, auf ein paar Fenster der oberen Etage deutend, mit geheimnisvoll wichtiger Miene gesagt: »Da wohnt so eine!«

Und sie erinnerte sich jetzt noch genau, wie neugierig und förmlich andachtsvoll sie damals alle drei zu den Fenstern emporgeblickt hatten und wie

sich in ihr neben der brennenden Neugier ein aus Bewunderung und Neid gemischtes Gefühl geregt hatte.

Ja, die hatte es gut, die konnte »das« alle Tage tun und erhielt noch Geld obendrein.

Freilich, jetzt mußte sie ja im stillen über diese kindliche, unreife Anschauung von damals lächeln. Erst viel später erhielt sie die Einsicht, ein wie häßliches Gewerbe diese Mädchen betrieben, die sich jedem, auch dem Widerwärtigsten um des Geldes willen preisgaben.

Die junge Frau unterbrach ihre Grübeleien und wechselte ein paar Worte mit ihrem Gatten. Plötzlich fiel ihr etwas ein und sie konnte nur mit Mühe ein lautes Auflachen unterdrücken. Wie drollig doch das gewesen war! Sie und ihre Freundin hatten sich, zur Zeit als sie noch mit Puppen spielten, den Unterleib mit Puppenbetten gepolstert und waren so ganz gravitatisch und schwerfällig, wie sie es bei schwangeren Frauen beobachtet hatten, im Zimmer umherstolziert. Auch ihren Puppen hatte sie mit Hilfe von Taschentüchern und Schürzen in dieser Weise »die Taille verdorben« »Kinderkriegen« gespielt. Und das hatten sie mit unerschütterlichem Ernst getrieben ohne Empfindung, wie furchtbar komisch das doch eigentlich war. Als sie dreizehn Jahr

gewesen, hatte sich die Köchin ihrer Eltern verheiratet. Die junge Frau war noch wiederholt ins Haus gekommen und sie erinnerte sich, daß sie sie einmal unter vier Augen neugierig befragt habe, wie ihr denn die Ehe gefalle. Da hatte die Köchin ganz begeistert erwidert: »Schön ist es, Fräulein, einzig schön!« Da hatte ihr Mädchenherz vor Interesse und brennender Neugier hoch aufgeklopft und sie war in die junge Frau gedrungen, ihr doch näher zu erklären, worin denn das »einzig Schöne« bestehe. Aber die Frau hatte nur listig gelächelt und abwehrend erklärt: »Das darf ich Ihnen nicht sagen, Fräulein. Dazu sind Sie noch zu jung. Sie werden's ja später selber erfahren.«

Nach ihrer Konfirmation hatte sie einen Tanzkursus mitmachen dürfen. Das hatte ihr viel Vergnügen bereitet, weniger des Tanzes wegen, als weil sie da in so nahe Berührung mit jungen Leuten gekommen war. Es hatte sie immer so eigentümlich erregend übersiedelt, wenn einer der Jünglinge, der ihr besonders gefiel, seinen Arm um sie legte und sie an sich heranzog, und je fester sie einer an sich drückte, desto lieber war es ihr.

Vor einem Jahr hatte sie zum erstenmal einen großen Ball mitmachen dürfen. Keinen Tanz hatte sie ausgelassen, von einem Arm war sie in den andern

geflogen. Das war eine Lust gewesen; wie ein Taumel, wie ein Rausch hatte sie es erfaßt. Einer der Tänzer, ein Frechling, hatte beim Tanzen die Knie durchgedrückt, so daß ihr ganz heiß geworden war. Eigentlich war es ja eine Unverschämtheit gewesen, aber die wollüstige Regung, die dabei über sie gekommen, war doch weit größer als ihre Empörung. Viel Vergnügen hatte es ihr auch gewährt, zu beobachten, wie die meisten Herren während des Tanzes oder beim Gespräch ihre Blicke immer wieder auf den Ausschnitt ihres Ballkleides gerichtet hatten. Das Funkeln der Augen, die Röthe, die manchem dabei ins Gesicht gestiegen war, hatte immer eine aufregende Wirkung auf sie ausgeübt und sie hatte sich, wie im Eifer des Gesprächs, vorübergebeugt, um dem Schauenden in unauffälliger Weise entgegenzukommen und ihre eigene wohlige Empfindung noch zu steigern.

Mit noch nicht ganz neunzehn Jahren hatte sie sich verlobt. Schwärmerische Liebe hatte sie nicht veranlaßt, ihre Einwilligung zu geben, wie denn überhaupt das Schwärmen nicht gerade ihre schwache Seite war, sondern das Zureden der Eltern, die dem Assessor eine gute Karriere voraussagten, vor allem aber die unbändige Lust zu heiraten, hatte sie bestimmt, den Antrag anzunehmen. Abgesehen

von den günstigen äußeren Verhältnissen war der Assessor eine ganz ansehnliche Erscheinung, der schon das Wohlgefallen eines jungen Mädchens erregen konnte, wenn er nur nicht so furchtbar »korrekt« gewesen wäre. Was hatte sie sich nicht für Mühe gegeben, seine Leidenschaftlichkeit zu entflammen! Aber er war und blieb stets der Korrekte. Einmal hatte sie sich auf seine Knie gesetzt und ihn geküßt, daß ihr selbst fast der Atem dabei ausgegangen war. Alles vergebliche Mühe! Brennend gern hätte sie es gehabt, wenn er einmal unverschämt geworden und sich irgend etwas ganz Unerhörtes herausgenommen hätte. Aber nein, nur unheimlich war ihm ihre Leidenschaftlichkeit gewesen — sie hatte es wohl gemerkt. Und schließlich hatte er sie sanft von sich abgewehrt und war aufgestanden.

»Aber Lucie! Das schickt sich doch nicht. Wenn Papa oder Mama käme!«

Ja, das hatte sie wiederholt konstatieren können: er tat nur immer, was sich schickte. Sie war nur neugierig, ob er nachher, wenn sie zum erstenmal ganz allein sein würden, sich auch in den Grenzen der Schicklichkeit halten würde.

Freilich, dann schickte es sich endlich wohl . . .

Und nun war es so weit, nun dehnte und reckte sie sich verlangend zwischen den weißen Kissen.

Eigentlich war sie schon schlechter Laune, weil er sie allein hatte ins Schlafzimmer gehen lassen, trotz ihrer Bemerkung, daß sie ja nun verheiratet seien und sich nicht mehr voreinander zu genieren brauchten. Aber er hatte sie eine Viertelstunde allein gelassen und sie hatte sich doch so sehr darauf gefreut, vor ihm ihre Nachttoilette zu machen. Sie hatte sich als junges Mädchen oft genug im Spiegel betrachtet, bevor sie ins Bett stieg und hatte immer eine süße Befriedigung empfunden beim Anblick ihrer ebenmäßigen, schlanken und doch vollen Figur.

»Felix!« rief sie ungeduldig. »Felix! Wo steckst du denn?«

Er trat ein. Schon hatte er sie zärtlich umfaßt, da fiel ihr noch etwas ein.

»Du, das sage ich dir,« bemerkte sie mit aller Entschiedenheit. »Kinder will ich aber nicht haben. Wenigstens in den ersten zwei Jahren nicht. Die häßliche Figur und dann, na ja, die Beschränkungen, die man sich dann auferlegen muß — würde mir gar nicht passen! Also, bitte, sieh dich vor!«

Er zog seinen Arm zurück und schnellte empor.

»Aber Lucie!«

Er war ganz starres Staunen.

»Na, was ist denn da weiter!« fuhr sie eifrig und wichtig fort. »Es gibt doch heutzutage Mittel genug.

Freilich, vorläufig hats ja wohl auch ohnedies keine Gefahr —.«

»Aber Lucie, woher weißt du denn das alles?« stammelte der junge Ehemann überrascht und entsetzt.

Sie lächelte selbstbewußt

»Na höre mal! Denkst du, ich bin solch ein Bähschäfchen, das vom hellen lichten Tage nichts weiß? Denkst du, die jungen Mädchen sprechen nicht auch über so was? Und wozu gibts denn Bücher?«

Er atmete auf.

»Also aus Büchern!« Darauf schüttelte er tadelnd mit dem Kopf. »Weißt du, korrekt finde ich es nicht, daß eine junge Dame deines Standes heimlich Bücher liest, die ganz gewiß nicht für junge Mädchen geschrieben sind.«

Aber da kam er bei ihr schlecht an.

»So! Also nicht einmal lesen sollen wir so was? Denkst du, uns interessiert das nicht auch — das Schönste und Süßeste, was es im Leben gibt?! Schlimm genug, daß wir uns mit dem bloßen Lesen begnügen müssen, während ihr das alles schon na ja, schon praktisch durchgemacht habt.«

Sie zog ihn ungeduldig an der Schulter. Der korrekte Assessor murmelte etwas in sich hinein und

— benahm sich, der Situation angemessen, durchaus korrekt . . .

Im deutlichen Ton ziemlicher Enttäuschung fuhr es der jungen Frau heraus: »Du, das hab' ich mir eigentlich viel schöner gedacht!«

Präpariert.

Es war eine vornehme Versammlung, die die Stühle und Bänke in der Nähe des Altars in der Garnisonkirche füllte. Uniformen der Garderegimenter und der Hofwürdenträger waren überwiegend. Aristokratische Gesichter blickten gelangweilt oder in geheuchelter Andacht zu dem ehrwürdigen Prediger hinüber, dessen feierliche Worte laut durch den hohen weiten Raum klangen. Einen auffallenden, gewissermaßen pikanten Gegensatz dazu boten die bürgerlichen Frackträger, unter denen der orientalische Typus vorherrschend war, dem auch die in kostbarster Toilette vor dem Altar kniende Braut angehörte.

Es war in der Tat eine Verbindung zwischen germanischer Geburts- und semitischer Geld-Aristokratie, die heute die kirchliche Weihe erhielt, nachdem der Standesbeamte die gesetzliche Sanktion erteilt hatte.

Der Bräutigam, eine hohe, aristokratische Erscheinung, trug die Uniform eines Rittmeisters der Garde-Landwehr-Kavallerie. Die Züge des

Vierzigjährigen sahen etwas blaß und verlebt aus und nur eine dünne Haarschicht bedeckte den Scheitel, aber die vornehme schlanke Gestalt hielt sich straff und stramm. Anscheinend lauschte er sehr aufmerksam und interessiert der Predigt, in Wahrheit rauschten die tönenden, klangvollen Worte an seinem Ohr vorbei, ohne bis zu seinem Bewußtsein zu dringen.

»Desgleichen sollen die Weiber ihren Männern untertan sein, auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen euren keuschen Wandel in der Furcht; welcher Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott —«

Um die Mundwinkel des Bräutigams zuckte es für einen kurzen Moment sarkastisch, und sein Blick flog forschend zu dem Hofprediger empor.

Wahrhaftig, der Schwätzer zeigte eine ganz ernste, salbungsvolle Miene. Konnte der Pfaffe aber heucheln, dachte er sehr unheilig. Der Mensch kannte doch die Verhältnisse ganz genau, ging er doch bei seinem Schwager, dem Kammerherrn, aus und ein. Und so mußte er auch wissen, daß die schönen

Worte, die er mit so herzbewegender Modulation von sich gab, wie der reine Hohn klangen, und daß die ganze Zeremonie geradezu eine Lästerung des Gottes war, in dessen Namen der Talarmensch zu sprechen vorgab.

Der Bräutigam räusperte sich mahndend. Das Gesalbadere nahm ja gar kein Ende. Freilich, der Pfaffe meinte wohl ein Übriges tun zu müssen. Na, er selbst hätte sich am liebsten die ganze sogenannte heilige Handlung geschenkt, denn den frommem Kinderglauben hatte er ja längst verloren. Ihm konnte die ganze Religion gestohlen bleiben, er brauchte sie nicht. Aber freilich, in den oberen Regionen, denen er durch seine Geburt angehörte, wehte zur Zeit der frommste Wind. Es gehörte geradezu zum guten Ton, Frömmigkeit zu markieren und in die Kirche zu gehen — des guten Beispiels wegen.

»Die Religion muß dem Volke erhalten werden!« — Das war nun mal die Parole, nach der man sich einrichten mußte. Und es war ja auch wahr, für das Volk war die christliche Religion ganz vorzüglich geeignet, denn sie machte die Armen geduldig, gefügig und demütig. Eine rechte Arme-Leute-Religion. Dagegen konnte man niemand, der auf den Höhen des Lebens stand, zumuten, diese christliche Religion der Demut und Entsagung anders als mit

den Lippen zu bekennen, denn diese weltfremden christlichen Lehren standen in geradezu lächerlichem Gegensatz zu jedem Gedanken, zu jeder Handlung, die ein Reicher oder Großer der Erde naturgemäß dachte und vollbrachte . . .

Graf Reschlingen, der junge Ehemann, atmete auf. Das Amen war gesprochen und der ridikülen Rolle, auf den Knien herumzurutschen und sich von dem Pfaffen allerlei weltfremdes Zeug, das für ihn nicht die mindeste Geltung hatte, in die Ohren schreien zu lassen, war er ledig.

Freilich, die Prüfungen des Tages waren noch nicht vorüber. Zunächst hieß es, die Glückwünsche der Gäste entgegennehmen, und da war es schwer, dem listigen Augurenlächeln, das dem einen oder anderen der Standesgenossen verstohlen aus den Augen blitzte, mit ernster Miene standzuhalten. Dann am Hochzeitsmahl zu sitzen und neben der Rebekka Pinkussohn, nunmehrigen Gräfin Reschlingen als verliebter Ehemann zu posieren, war auch eine Aufgabe, die viel Selbstverleugnung und schauspielerisches Talent erforderte. Wenn sie nur nicht so knochendürr gewesen wäre und nicht die schreckliche Hakennase und die große Oberlippe mit dem protzigen Zug darum besessen hätte! Überhaupt die ganze Erscheinung, die Zug um Zug den echt

orientalischen Rassetypus offenbarte — einfach schauderös!

Ein stilles Entsetzen durchrann den neugebackenen Ehemann, während er sich vergegenwärtigte, was ihm noch bevorstand: Das Schlimmste, Schrecklichste! Ja, ja, es war nicht so leicht eine Million zu verdienen. Immerhin war sie des Schweißes eines der »Edelsten« wert die Million, mit der Papa Pinkussohn, der Inhaber der Weltfirma Meyer Pinkussohn und Kompanie, die von seiner Tochter erheiratete Grafenkrone bezahlte. Und dann die sonstigen Vergünstigungen, die ihm — dem Grafen — in Aussicht standen! Bei jedem der Geschäfte, die er — Pinkussohn — mit der Regierung durch die Vermittlung der einflußreichen Verwandten seines Schwiegersohns abzuschließen hoffte, sollte er — der Graf — mit einem anständigen Prozentsatz beteiligt werden.

Der Ehemann schmunzelte vergnügt in sich hinein. Das konnte einen schon aussöhnen mit den Unerquicklichkeiten, die ihm als Ehegatte der klapperdürren Rebekka, die übrigens in der Taufe den christlichen Namen Maria erhalten hatte, in Aussicht standen.

Der Graf griff nach seinem Glase und leerte es in einem Zuge. Jedenfalls mußte man sich Mut trinken.

Wenn nur alles gut ablief!! Ein zynisches Lächeln lief über die abgespannten Züge des Lebemanns. Na, als vorsichtiger Mann, der seine Schwächen kannte, hatte er vorgesorgt. Auf Fritz, seinen Kammerdiener, konnte er sich verlassen und Margot, die pikante routinierte Margot, verstand ihr Metier. Hatte er ihr gegenüber nicht oft genug seinem Entzücken Ausdruck verliehen: »Höre mal, du kannst auch einem Toten noch Gefühle inspirieren!«

Ein heimlicher Seufzer stieg in der Brust des Grafen empor. Höchste Zeit, daß er in die Ehe stieg! Merkwürdig, wie in letzter Zeit die beste Manneskraft bei ihm nachgelassen hatte! Seit zwei Jahren beobachtete er es nun mit Schrecken und Entsetzen, und alle Mittel, die in den Zeitungen so marktschreierisch angeboten wurden und die er alle, eines nach dem anderen, versucht hatte, waren verteuft wenig erfolgreich gewesen. Schon ein paarmal war er in die peinlichste Verlegenheit geraten. Nur bei Margot, der raffinierten Kröte, die sich auf die Liebe verstand, wie keine zweite, versagten seine strapazierten Nerven nie. Die verstand es, einen förmlich aufzupeitschen und bis zur Wildheit aufzustacheln.

Ein Glas Sekt nach dem anderen goß der Graf in sich hinein. Seit war ein vortreffliches

Stimulierungsmittel. Daneben ließ er seine Blicke immer wieder auf den blendenden, berückenden Reizen ruhen, die die an der Tafel sitzenden herrlichen Frauengestalten in ihren kostbaren, geschmackvollen, tief dekolletierten Roben darboten. Auch mit den Gedanken an Margot und die mit ihr verlebten köstlichen Szenen suchte er seine müde Phantasie anzuregen. Dennoch klopfte ihm das Herz unruhevoll, als er endlich an der Seite seiner Gattin, der geborenen Pinkussohn, seiner Villa zurollte. Ganz gegen die vornehme Sitte hatte er bestimmt, daß man die Hochzeitsnacht im eigenen Heim verbringen und erst am Tage darauf die vorgeschriebene Hochzeitsreise antreten wollte.

Der Kammerdiener empfing die Heimkehrenden. Ein fragender besorgter Blick glitt von dem Grafen zu dem Diener hinüber. Der letztere antwortete mit einem beruhigenden Blinzeln der Augenlider. Darauf geleitete der Ehemann seine Gemahlin bis zur Tür des Schlafgemaches. Im Nachbarzimmer erwartete ihn der Kammerdiener.

»Margot?« wisperte der »Edelste« fragend.

»Ist im Arbeitszimmer des Herrn Grafen.«

Der Aristokrat atmete auf.

»Schön!« sagte er kopfnickend. »Sorgen Sie, daß wir ungestört sind!«

»Zu Befehl, Herr Graf!«

In seinem Arbeitszimmer trat ihm die Kurtisane entgegen. Ein Lächeln der Befriedigung breitete sich über des Grafen Züge.

»Famos!«

Sie trug ihr Babykostüm, in dem sie einfach unwiderstehlich war. Mit den langen Zöpfen, in dem bauschigen Hängekleid mit dem prononziert kindlichen Schnitt, das nur bis zu den Knien reichte und einen Streifen der kostbaren Spitzen der Beinkleider, sowie die drallen Waden sehen ließ, mit dem raffiniert kindlichen Gebahren, entzückte und entflamnte sie ihn immer wieder . . .

Gräfin Rebekka aber erfuhr nie, wem sie es verdankte, daß sie in den süßen Erwartungen, die sie an ihre Hochzeitsnacht geknüpft hatte, nicht getäuscht wurde.

Katzenjammer.

Hubert und Hilde kehrten von ihrem Hochzeitsfest in ihr kleines bescheidenes Heim zurück. Mit zwei Freunden, die als Trauzeugen auf dem Standesamt fungiert hatten — die kirchliche Einsegnung ihrer Ehe hatte sich das aufgeklärte Künstlerpaar geschenkt — hatten sie einen Ausflug nach dem Wannsee unternommen. Das herrliche Wetter — es war ein schöner, warmer, aber nicht zu heißer Junitag — hatte sie begünstigt. Im »schwedischen Pavillon« hatten sie das Hochzeitsdiner heiter und lustig, mit bestem Appetit eingenommen, dann eine Dampferfahrt nach Potsdam unternommen, dort in einem Restaurant an der Havel noch ein wenig gezecht und waren dann mit der Eisenbahn nach Charlottenburg ihrem Wohnort, zurückgekehrt.

Ihre Wohnung bestand nur aus vier Räumen: einem Wohnzimmer, dem Schlafzimmer, dem Atelier und der Küche. Die Wohnung hatten sie schon seit Jahr und Tag inne, denn sie hatten, bevor der Künstler sich entschloß, die Geliebte zu seiner Frau zu machen, schon eine Zeitlang zusammengelebt.

Damals, als er seine Hilde kennengelernt, hatte er nicht daran gedacht, sich zu binden. Überhaupt die Ehe! Wie ein Widersinn war ihm diese Einrichtung immer vorgekommen. War es denn möglich, daß sich zwei Menschen für immer aneinander ketteten? Konnte man denn überhaupt einem Weibe treu bleiben? Fast schien es so, denn seit zwei und einem halben Jahre war Hilde seine Geliebte und er hatte in dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal ein anderes Weib berührt.

Die junge Frau gähnte.

»Weißt du, ich bin furchtbar müde«, sagte sie.

Ein nervöses Zucken flog über sein Gesicht.

»Also dann leg' dich schlafen!« erwiderte er kurz.

Sie sah ihn scheu, verwundert an.

»Gehst du denn noch nicht zu Bett?«

»Nein! Ich bin noch gar nicht müde. Du weißt, ich kann überhaupt vor Mitternacht nicht einschlafen.«

Sie schmiegte sich mit der ihr eigenen demutsvoll ergebenen Miene und Haltung an ihn und bot ihm die Lippen.

»Gute Nacht!«

Eine warme Zärtlichkeit wallte plötzlich in ihm auf. Er strich ihr sanft über die Wangen und küßte sie innig.

»Gute Nacht, kleine Frau — Frau Hubert Zarnikow!« .

Sie lächelte glücklich und stolz, dann verschwand sie in dem Nachbarzimmer.

Der Maler sah ihr eine Weile stumm nach. Plötzlich seufzte er laut, strich sich mit der Hand über die Stirn und ging in sein Atelier hinüber. Nachdem er eine Gasflamme angezündet hatte, ließ er sich in einen Sessel fallen. Sinnend sah er vor sich hin, seine Mienen nahmen dabei einen finsternen, düsteren Ausdruck an. Ein grelles Auflachen verriet, daß es bittere Empfindungen waren, die den Einsamen erfüllten.

Das war nun seine Hochzeitsnacht.

In jäher Aufwallung ballten sich seine Hände zu Fäusten, mit denen er sich wiederholt gegen die Stirn schlug.

Tor, der er gewesen! Unsinniger, alberner, frivoler Narr! Wie schön, wie wunderbar schön hätte es sein können, wenn er sich seine Hilde so rein und keusch erhalten hätte, wie sie damals gewesen, als er sie kennengelernt! Wenn er nur der Unerfahrenen, Unschuldigen, Naiven, scheu Ahnenden im eigenen, behaglichen, unentweihten Heim das volle, beseligende, wonnesame Glück der Liebe hätte erschließen können!

Darum hatte er sich und sie zynisch selbst betrogen. Wenn er noch daran dachte, in welcher häßlicher, unwürdiger Umgebung er seinerzeit die Freuden der Hochzeitsnacht vorweg genommen! Der Widerwille packte ihn noch, der Zorn gegen sich selbst und — die Reue, die bittere Reue über das Unrecht, das er gegen Hilde begangen und schließlich auch gegen sich selbst.

Vor zwei und einem halben Jahr hatte er Hilde kennengelernt. Sie war die Tochter eines Subalternbeamten, eines Sekretärs in einer Verwaltung, der in einem Vorort wohnte, nachdem er vor wenigen Monaten aus einer kleinen pommerschen Stadt nach Berlin versetzt worden war. Er — Hubert — hatte mit seiner alten kränklichen Mutter damals in demselben Vorort eine Sommerwohnung bezogen. Während gemeinschaftlicher Eisenbahnfahrten nach und von Berlin war ihm das blühend schöne Mädchen mit der prachtvollen ebenmäßigen Figur aufgefallen. Er war mit ihr ins Gespräch gekommen und das Weitere hatte sich folgerichtig und naturgemäß entwickelt. Er hatte alle seine Vorzüge, die auf die Frauen immer eine geradezu faszinierenden Eindruck machten: das Spiel seiner großen dunklen, dämonisch berückenden Augen, seine gewandten einschmeichelnden Formen,

sein schwärmerisches und leidenschaftliches Wesen, das Kokettieren mit seinem künstlerischen Beruf aufgeboten, um sie zu erobern. Und das war ihm bei der einfach erzogenen schlichten Provinzialin, die aber im Grunde eine tiefe, leidenschaftliche Empfindung und eine glühende, schwärmerische Phantasie besaß, die nur geweckt zu werden brauchte, nur zu leicht gelungen. Es konnte ihm, dem routinierten Fraueneroberer, nicht entgehen, daß sie bald lichterloh für ihn entbrannte, daß ihm Herz und Seele des frischen, temperamentvollen Mädchens nur so zuflogen, daß sie eine tiefe, leidenschaftliche Liebe zu ihm faßte.

Er lud sie eines Tages zu einem Spaziergang ein: sie willigte nur zu gern ein. Dem ersten Rendezvous folgte ein zweites, und Liebesschwüre und Küsse wurden getauscht. Sie war damals schon dreiundzwanzig Jahre alt, aber ihr Sinn war ganz keusch und rein und ihre Harmlosigkeit und Unerfahrenheit in allen Dingen, die sich auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau bezogen, geradezu rührend. Dennoch fiel es ihm nicht ein, sich gegen seine neue Geliebte anders zu verhalten, als gegen die unzähligen anderen, die ihr vorausgegangen waren. Er, der zweiunddreißigjährige Mann, in dessen Leben seit

seinem siebzehnten Jahre galante Beziehungen zu Frauen und Mädchen eine hervorragende Rolle gespielt, der eine Unzahl von Liebesabenteuern zu verzeichnen hatte, der unbedingte Hingabe von allen weiblichen Wesen, mit denen er bisher angeknüpft, gefordert und empfangen hatte, wäre sich selbst lächerlich vorgekommen, hätte er sich mit einer rein platonischen Liebe begnügen wollen. Zwar war er für die zarten seelischen Reize, die das Liebesspiel in seinen Anfängen bietet, nicht unempfänglich, zwar war er durchaus nicht unfähig, an den reinen Emotionen, die das Anfangsstadium einer neuen Liebe mit einem reinen jungen Mädchen gewährte, Genuß und süße Befriedigung zu empfinden, aber das waren doch immer nur die Präliminarien, das Vorspiel zu dem letzten entscheidenden Akt, nach dem schließlich alle Regungen zwischen Mann und Weib drängten, der den Gipfelpunkt, die Krönung, die Vollendung aller vorausgegangenen zarten Freuden der Liebe bedeutete, der dem Manne erst die volle Genugtuung bereitete.

Seiner gewöhnten Denk- und Anschauungsweise wäre es geradezu unnatürlich erschienen, wenn es nun dabei hätte sein Bewenden haben sollen, daß sie sich von Zeit zu Zeit eine Abendstunde sahen und sprachen, daß sie auf stillen, einsamen Spaziergängen

ab und zu stehenblieben, sich umschlangen und küßten. An Heiraten dachte er ebensowenig. Man konnte doch nicht alle hübschen, reizenden Mädchen heiraten, abgesehen davon, daß er vorläufig überhaupt an die Ehe nicht denken konnte, solange seine Mutter lebte, wenigstens nicht an die Ehe mit einem armen Mädchen, denn seine immer noch ziemlich bescheidenen Einnahmen reichten gerade zur Bestreitung seines und seiner Mutter Lebensunterhaltes.

Arm war Hilde, als das älteste von acht Kindern eines Subalternbeamten dessen Gehalt sich nicht weit über dreitausend Mark erhob. Also an Heiraten war nicht zu denken.

Ein paarmal war es schon vorgekommen, daß sie auf ihren Spaziergängen unerwünschte Begegnungen hatten, die für Hilde schließlich unliebsame Folgen haben konnten. Und so gelang es ihm leicht, Hilde zu beschwatzen, daß sie in ein Rendezvous unter Dach und Fach einwilligte. Sie wollten zusammen nach Berlin fahren. Dort gab es »tageweise« Zimmer zu vermieten. Hier würden sie ungestört und sicher vor Überraschungen sein und konnten einmal behaglich zusammen sein und sich nach Herzenslust küssen, ohne sich alle paar Minuten ängstlich forschend umblicken zu müssen.

Es war ein ödes, mit schäbiger Eleganz möbliertes Zimmer, das Hubert von einem kupplerisch aussehenden Weibe für 4 Mark für ein paar Stunden gemietet hatte. An der einen Wand stand ein Bett, dessen Wäsche nicht gerade in blendender Frische leuchtete. Gegenüber befand sich ein breites Sofa, dessen Überzug abgeschabt und schmierig aussah. Wie viele Liebespaare von zweifelhafter moralischer Qualität mochten hier bereits in Extasen geschwelgt haben!

Es schauderte ihn unwillkürlich und eine Empfindung von Scham, Widerwillen und Bedauern wollte sich in ihm regen, als er seine arglose, reine Hilde, sie mit einem Arm umschlingend, neben sich auf das harte Polster niederzog. Freilich, diese Anwendung ging rasch unter in der Erregung, die ihn durchglühte. Daneben machte sich ein anderes Gefühl in ihm geltend. Hildes Fügsamkeit, die Bereitwilligkeit, mit der sie ihm hierher gefolgt war, frappte ihn. War das Weib in ihr erwacht, regte sich ihr junges, feuriges Blut?

Aber als er sich nun in seiner Begierde Kühnheiten erlaubte, wies sie ihn überrascht, verletzt zurück. Und als seine Sinnlichkeit nur noch ungestümer, begehrender wurde, wehrte sie ihn mit starker Entschiedenheit ab. Wie könne er ihr nur so etwas

zumuten? Wie habe er sie nur für so schlecht halten können? Nie würde sie so etwas tun, nie!

Da war nun das Erstaunen, das Befremden an ihm.

»Aber Kind, du bist doch mit mir gekommen! Warum denn auf einmal diese Entrüstung? Du hast doch gewußt, um was es sich handelt.«

»Nein, das habe ich nicht gewußt«, hatte sie glühend, vor Empörung, erwidert. »Nicht im geringsten geahnt habe ich, daß du so etwas verlangen würdest.«

Er schüttelte noch immer voll Erstaunen und Befremden den Kopf. »Aber wozu sind wir denn hierhergegangen?«

Sie schlug errötend, schämig ihre Augen nieder.

»Weil du doch sagtest, daß wir uns hier ungestört sehen und — küssen können.«

»Na ja! Und das — na, das andere gehört doch auch dazu, du Kind! Ohne das gibt es doch keine Liebe. Und wenn ein Weib einen Mann liebt, wie ich die Liebe verstehe, schrankenlos, rückhaltlos, so wird sie auch kein Bedenken tragen, sich ihm ganz mit Seele und Körper zu geben.«

Aber all sein Zureden war vergeblich, sie legte einen so unbesieglichen Widerwillen und so viel energischen Widerstand an den Tag, daß er endlich ärgerlich sein Bemühen aufgab.

Eine Viertelstunde später machten sie sich auf den Heimweg, er überraunig, verdrießlich, in seinem Selbstgefühl tief gekränkt; sie kleinlaut, verstört, unsicher, traurig.

Unterwegs in der Eisenbahn — sie fuhren allein im Coupé — schmiegte sie sich zärtlich an ihn.

»Bist du mir böse, Hubert?«

Er zeigte eine düstere, resignierte Miene.

»Böse? Nein! Ich bin nur enttäuscht, traurig. Ich habe gedacht, du liebst mich und nun sehe ich, daß es keine richtige Liebe ist, sondern nur ein kindisches Spiel.«

Sie war schmerzlich erregt, tief bewegt.

»Du tust mir unrecht, Hubert. Ich liebe dich grenzenlos, mehr als mein Leben. Ja, mein Leben möchte ich für dich geben, aber meine Ehre — — Nein! Das kann ich nicht, das kann ich nicht. Ich könnte doch meinen Eltern nicht mehr unter die Augen treten.«

Ein leidenschaftlicher Ernst, heilige Überzeugung strahlte aus ihren Augen. Aber er sah sie gar nicht an.

»Phrasen!« sagte er gekränkt. »Phrasen! Ein Mädchen, das liebt, denkt nur daran, ihren Geliebten glücklich zu machen, verstehst du, ganz glücklich.«

Sie stöhnte in sich hinein und erwiderte nichts mehr. Er aber spielte seinen letzten, höchsten Trumpf

aus. Damit hatte er noch immer gesiegt, wenn alles körperliche Drängen, wenn Überrumpelung und sinnliche Aufstachelung nicht hatte helfen wollen. Mit diesem Mittel hatte er noch stets jeden Widerstand gebrochen.

»Schön!« sagte er. »Ich sehe ein, du hast vielleicht ganz recht von deinem Standpunkt. Das Konventionelle, Anerzogene ist bei dir stärker als das natürliche Empfinden. Du kannst eben nicht mit ganzer Hingabe lieben. Temperament und Leidenschaft gehen dir ab. Dafür kannst du nicht und ich will dich deshalb nicht tadeln. Aber ich — ich bin nun mal anders. Ich bin zu leidenschaftlich, um lau und halb lieben zu können. Dich sehen und sprechen, dich küssen und mir immer wieder Gewalt antun und froschblütig zu mir sagen: Bis hierher und nicht weiter! Das kann ich einfach nicht, das wäre mir unerträglich, das ginge gegen meine Natur. Und du weißt, liebe Hilde, gegen seine Natur kann niemand. Ich würde mich dabei aufreiben. Daher ist es besser: wir gehen in Frieden auseinander, wir sehen uns nicht wieder.«

Sie sah ihn bleich, entsetzt an.

»Nicht wieder? Und das ist dein Ernst, Hubert?«

»Schwer wird's mir ja, entsetzlich schwer, und ich weiß nicht, wie ich es werde verwinden können. Aber

du läßt mir ja doch keine Wahl.«

Sie faßte ihre Stirn mit beiden Händen und stöhnte qualvoll in sich hinein. Ihn packte zwar heißes Mitgefühl, aber er schwieg und sagte sich: den Kampf kämpfte jede, und was ich verlange, ist als Liebender mein gutes Recht. Plötzlich faßte sie mit krampfhaftem Druck seine Hand.

»Hubert — laß mir Zeit, bitte! Ja?«

Er triumphierte im stillen.

»Aber gewiß! Überleg's dir, prüfe dich in aller Ruhe! Du mußt dir klar werden, was dir höher gilt: Deine Liebe oder — na ja, oder das was man weibliche Ehre nennt.«

Zwei Nächte lang schlief sie fast nicht. Seine Liebe hatte ihr Leben reich und schön gemacht, ihm einen Inhalt gegeben. Wie schal, wie unerfreulich war ihr Leben zu Hause! Nur die Stunden mit dem Geliebten zählten und das sollte sie nun aufgeben für immer? Was blieb ihr denn noch? Nichts was lebenswert war. Nein, lieber sterben, lieber alles, alles ihm geben, als leben ohne ihn!

Zwei Tage später vollzog sie das Opfer, das er von ihr verlangte, in demselben Zimmer, wo sie sich das erstemal gesehen hatten, in der öden, häßlichen, fremden Umgebung, die kein frohes, freies Gefühl, keine Wärme aufkommen ließ. Keine süßen

Wallungen, kein leidenschaftliches Begehren erfüllte sie. Sie gab sich mit der Miene einer Dulderin, weil er es verlangte, weil sie ihm gegenüber keinen eigenen Willen mehr hatte.

Auch er war ohne Stimmung, aber seine Gewohnheiten und Anschauungen geboten ihm nun einmal, in der Liebe bis zur letzten Konsequenz zu gehen, wollte er sich nicht vor sich selber lächerlich machen.

Süße Schäferstunden, Momente voller leidenschaftlicher Hingabe und himmelantragender Seligkeit waren erst gekommen, als er — ein paar Monate später, nach dem Tode seiner Mutter — die Geliebte in seiner Wohnung empfangen konnte.

Hildes Liebe hatte an Stärke und Tiefe von Tag zu Tag noch zugenommen. Daß er ihr alles war, zeigte sich bald darauf überzeugend. Ihr Vater, dem von ihren Beziehungen zu dem Maler hinterbracht worden war, stellte seine Tochter eines Tages heftig zur Rede und verbot ihr jeden weiteren Verkehr mit Hubert aufs strengste. Kaum aber war er nach seinem Bureau aufgebrochen, als Hilde sich fertig machte, nach Berlin zu fahren. Ihre Mutter wollte sie mit Gewalt zurückhalten, aber sie riß sich los und floh. Dem Geliebten erzählte sie alles und verhehlte ihm auch ihre Besorgnisse nicht. Man würde sie

züchtigen, wenn sie am Abend nach Hause kam und würde sie künftig einschließen und bewachen.

»Was soll ich nun tun. Hubert?«

Der Maler ging nicht lange mit sich zu Rate. Er hatte sich an sie gewöhnt; mehr: ihre in ihrer Liebe zu ihm immer anziehender und fesselnder erblühenden guten Eigenschaften, nicht nur die der äußeren Erscheinung, sondern auch die der Seele und des Geistes hatten auch in seinem Herzen leidenschaftliche Gegenliebe geweckt. Ihre rückhaltlose Hingabe, ihr schrankenloses Vertrauen, ihre unbedingte Unterordnung und Ergebenheit, alles das rührte ihn aufs tiefste.

»Also dann bleibe bei mir!« sagte er entschlossen.

»Willst du?«

Da strahlte ihr Gesicht verzückt, in glühender Begeisterung, und ihre bebenden Lippen stammelten nur das eine: »Ach, Hubert!«

Dann faßte sie mit impulsiver Bewegung nach seiner Hand und küßte sie.

Sie kehrte nicht mehr nach Hause zurück, sondern schrieb noch an demselben Tage, daß sie, um Mißhandlungen zu entgehen, eine Stellung als Haushälterin angenommen habe. Ihr Vater, den unablässiges, jahrelanges Sorgen und Darben und ein freudloses Leben an der Seite einer stets

übellaunigen, vorwurfsvollen Frau zermürbt und abgestumpft hatten, machte nicht einmal den Versuch, sie zurückzubringen. Ein Esser weniger. Überdies war sie ja majorenn. Was hätte er auch tun sollen?

Hilde fühlte sich überglücklich, auch Hubert war mit der Änderung zufrieden. Es arbeitete sich noch mal so gut, während Hildes niemals müde Sorge, ihre selbstlose Liebe ihn umgab, Ordnung und Frohsinn und Behagen in sein Heim brachte.

Als sie ihm ein paar Monate später errötend mitgeteilt hatte, daß sie sich Mutter fühle, hatte er sich ohne weiteres Überlegen entschlossen, ihr und dem zu erwartenden Kinde seinen Namen zu geben .

..

Der Einsame stöhnte in sich hinein. Dann erhob er sich langsam. Was saß er hier und grübelte und machte sich Vorwürfe und quälte sich in unfruchtbarer Reue? Was nun mal geschehen war, war ja doch nicht mehr ungeschehen zu machen. Wie stimmunglos war es damals gewesen, als er die keusche Unwissende zur Wissenden gemacht! Und wie stimmungsvoll, wie süß hätte es jetzt sein können, wenn er nicht so geradezu unsinnig und — ja, brutal und roh gehandelt hätte, weil — Ja warum?

Der Maler schritt eine Weile gedankenvoll auf und ab, dann kehrte er zu seinem Sessel zurück und setzte sich wieder. War er denn schlechter, verderbter als die anderen? Nein, nein! Im Gegenteil! Er besaß mehr Herz und Gefühl, mehr ehrliches Empfinden und Verantwortlichkeitsgefühl als die meisten anderen, die Liebe und Ehe fein säuberlich auseinanderhielten und die, wenn sie genug arme Mädchen verführt, genug getäuscht und betrogen hatten, gefühllos, mit kalter, egoistischer Berechnung zur Ehe schritten, um sich Protektion zu schaffen oder um ein Vermögen zu erheiraten, das ihnen die Mittel zur Geschäftsgründung oder einen angenehmen Zuschuß zu dem kargen Beamtengehalt gewährte. Sie hatten die Ehe, die doch die innigste körperliche und seelische Verschmelzung zweier zueinander in leidenschaftlicher, selbstloser Liebe erglühenden Menschen bedeuten sollte, zum Geschäft erniedrigt, das sie sogar oft durch die Vermittlung dritter: durch Verwandte oder gar durch provisionslüsterne Kommissionäre zum Abschluß brachten, gerade so delikats und gemütvoll wie etwa — einen Pferdehandel.«

Aber wenn er auch nicht skrupellos, so erbärmlich, so feig und jämmerlich gehandelt hatte, wie jene, wenn er auch schließlich eine Frau nach seinem

eigenen Geschmack, ganz nach seinen inneren Gefühlen, unbeirrt von materiellen Rücksichten gewählt hatte, verderbt war er doch, verderbt bis ins innerste Mark. Vor seiner Hilde, die sich ihm rein, unberührt, von keiner niedrigen Begierde getrieben, hingegeben, hatte er hundert andere in seine Arme geschlossen ohne Liebe, in roher Gier, in tierischem Verlangen, ohne das Bewußtsein zu haben, wie gemein, wie menschenunwürdig er handelte. Er hatte es getan, weil er wußte, daß seine Freunde es auch taten, daß alle Männer es tun, daß sie es immer getan hatten und daß es Tradition, daß es Brauch und Gewohnheit war von alters her. Ja — Widersinn. Greuel, vertierter Barbarismus! — er hatte es oft genug getan ohne inneren Trieb, ohne Nötigung, nur eben weil es unter jungen Leuten üblich war, weil es gewissermaßen zum guten Ton, zur Vollwertigkeit gehörte, weil der, der keusch und rein lebte, nicht Ansehen, Achtung genoß, sondern Spott, Mißachtung, Mißdeutung erfuhr. Ja, er erinnerte sich noch genau, wie er als siebzehnjähriger Gymnasiast von seinem Pensionsfreunde, einem zwanzigjährigen Primaner, verlacht, verspottet, gehänselt worden war, weil er noch — »Jungfer« war und wie er endlich, um den Spöttereien des anderen zu entgehen und weil er glaubte, es sei die höchste Zeit, seine Mannbarkeit

zu erweisen, sich dazu verstanden hatte, mit dem Freunde zu teilen. Es war eine scheußlich häßliche, reizlose, abgetakelte alte Dirne weit über dreißig, die der Freund — in der kleinen Stadt war eben keine Wahl — von Zeit zu Zeit des Nachts in sein Parterrezimmer durch das Fenster zu sich einließ und die er ihm nun großmütig zur Verfügung stellte.

Den Grübelnden schüttelte noch der Abscheu und der Ekel, er vergegenwärtigte sich noch genau das Gefühl der Furcht und des Grauens, das ihm die Megäre eingeflößt hatte. Und dennoch, dennoch, hatte er sich von dem unsinnigen Wahn beherrschen lassen, daß er es seinem Selbstgefühl schuldete, hinter dem Freunde nicht zurückzustehen und sich ebenso männlich zu erweisen wie jener.

Dem ersten »Liebesabenteuer« waren viele andere gefolgt. Wählerisch war er in dieser Periode seines »Liebeslebens« nicht gewesen und ebensowenig delikate. Mit einer unglaublichen Naivität und einer Ungenietherheit, die wohl dem Bewußtsein entsprang, etwas Löbliches, Ansehenverleihendes zu tun, war man dabei zu Werke gegangen. Fast immer gemeinschaftlich waren sie damals zu ihren »Schäferstündchen« ausgezogen, er und sein Freund, oft genug, wenn zu Hause die Gelegenheit nicht günstig war, im nahen Wäldchen . . .

Ein Jahr später hatte er mit dem Primanerzeugnis das Gymnasium verlassen, ums sich zum Fähnrichsexamen vorzubereiten, denn nach dem Wunsche seines Vaters sollte er die Offizierslaufbahn einschlagen. Es war eine große, außerhalb einer kleinen Provinzstadt gelegene Anstalt, in die er übersiedelte. Man lebte fast in militärischer Disziplin. Um das Institut war eine große massive Mauer gezogen und wer des Abends nach Toresschluß noch nach der Stadt wollte, mußte eine Urslaubskarte haben, die er dem Portier vorzuzeigen die Pflicht hatte. Sie waren ihrer zehn junge Leute zwischen achtzehn und zweiundzwanzig Jahren gewesen. Es waren meist unbändige, leichtsinnige junge Burschen, die früh vom Becher des Genusses getrunken hatten und von der Ansicht ausgingen, das Leben sei dazu da, damit man es zwischen Spiel, Wein und Weibern hinbringe. Freilich, an letzteren, in dem Sinne der jungen Leute, war in dem kleinen polnischen Nest ein absoluter Mangel.

Der Grübelnde schüttelte den Kopf und ein Ausdruck zorniger Scham, flammenden Abscheus sprühte aus seinen Augen und zitterte in seinen Mienen.

»Pfui! Pfui!« stieß er, von seiner Bewegung übermannt, hervor.

Einmal war es einem der jungen Leute gelungen, eine Dirne aufzugabeln. Es war die Geliebte eines der Flößer, die, ihrem Gewerbe nachgehend, oft, die Stadt passierten.

Heimlich, in der Dämmerung, wurde das Mädchen in die Anstalt eingeschmuggelt und die geschlechtlich Ausgehungerten stürzten sich wie die wilden Tiere auf die Dirne.

Das Los entschied die Reihenfolge. Keiner von den Zehn schloß sich aus . . .

Gräßlich, entsetzlich, furchtbar! Und sie alle waren Söhne — »guter« Familien.

Ihn selbst hatte freilich nach der Tat der Ekel geschüttelt und er hatte schon damals etwas wie Beschämung und Reue empfunden. Als er ein halbes Jahr später die Anstalt verließ, um in Düsseldorf die Kunstakademie zu beziehen, da sein Vater endlich seinem Lieblingswunsch, Maler zu werden, nachgegeben hatte, wurde trotzdem das alte leichtsinnige Leben fortgesetzt. Freilich wählerischer war er nun geworden. Den Dirnen ging er von da ab aus dem Wege. Er hatte ja auch nicht mehr nötig, sich an dem zweifelhaften Genuß käuflicher Liebe genügen zu lassen. Seine nach und nach erworbene Routine und eine sehr gefällige äußere Erscheinung, sowie ein leidenschaftliches stürmisches Wesen

machten ihn bei dem anderen Geschlecht rasch beliebt. Die Blicke der Frauen und Mädchen folgten ihm überall; ihr Wohlgefallen äußerte sich in mehr und minder deutlichem Entgegenkommen. Sein leidenschaftliches Empfinden, sein lebhaftes Temperament trieb ihn, von den Vorzügen, die er vor vielen anderen voraus hatte, skrupellos zu profitieren. In allen Ständen der Bevölkerung knüpfte er galante Beziehungen an. Seinem Selbstgefühl, seiner Eitelkeit schmeichelte es nicht wenig, wenn er die Bemerkung machte, wie ihm die Herzen widerstandslos zuflogen. In seiner damaligen »Sturmzeit« beschäftigten ihn immer mehrere Intrigen auf einmal. Er erinnerte sich noch genau, daß er gelegentlich an einem Tage nacheinander drei Rendezvous abgehalten hatte. Ja, er machte einen förmlichen Sport daraus, Mädchen- und Frauenherzen zu erobern.

Als er später nach Berlin übersiedelte, fand er ein noch weit größeres Feld für seine Don Juanfahrten und er machte die Wahrnehmung, daß die Berlinerinnen alle übrigen Mädchen und Frauen im Reiche an Empfänglichkeit und Bereitwilligkeit, Liebesintrigen einzufädeln, womöglich noch übertrafen. Seine Leporello-Liste hatte einen erstaunlichen Umfang angenommen und wenn er sie

alle zusammengezählt hätte, in deren Armen er geschwelgt, mehr als hundert Nummern wären gewiß herausgekommen.

Und wie er, so trieben es auch seine Kollegen, alle zählten ihre Liebesabenteuer nach Dutzenden und keinem fiel es ein, zu den Dirnen der Straße ihre Zuflucht zu nehmen. Die waren gut für die Provinzialen, die in der Hauptstadt auf leichte Abenteuer ausgingen, und für die halbwüchsige Jugend, die noch keine Routine in Liebessachen besaß. Einen Künstler aber, überhaupt jedem flotten jungen Mann, der über ein wenig Gewandtheit und über ein bißchen Temperament verfügte, standen liebesbedürftige Frauen und Mädchen aus allen Kreisen in Hülle und Fülle zu Gebote.

Das war das moderne Leben, das stachelte die Sinne und Begierde bis zur Unerträglichkeit und schob doch auf der anderen Seite mit seinen ungesunden, unnatürlichen, wirtschaftlichen Verhältnissen die Möglichkeit zu heiraten, besonders in den gebildeten Ständen, immer weiter hinaus. Und selbst von denen, die sich endlich zu einer Heirat entschlossen, wählten die meisten nicht nach ihrem Gefühl, sondern nach äußeren Rücksichten, und Herz und Sinne blieben in der Ehe unbefriedigt und suchten außerhalb derselben nach Betätigung.

Der Einsame sprang auf und trat an das Fenster. Erregt lehnte er die heiße Stirn gegen das kühle Glas und starrte auf die Straße hinaus. War es seine Schuld, lag es in seiner individuellen Veranlagung, daß er ein so wüstes Leben geführt, daß ihm das Gefühl der Übersättigung nun Ekel und Unlust erweckte, daß ihm zumute war, wie einem Zecher nach durchschwärmter Nacht, daß ihn nun ein förmlicher Katzenjammer der Liebe ergriff? War es seine Schuld?

Nein, tausendmal nein! Er war ein Opfer der Verhältnisse, wie viele andere, er war ein Kind der Zeit, einer verrotteten, innerlich faulen, kranken Zeit. Er war geworden, wie er inmitten überlebter sinnloser, anarchistischer Verhältnisse hatte werden müssen. Überall krasseste Unnatur, innere Barbarei, verhüllt von dem Schein der Kultur. Auf der einen Seite eine sinnlose Anhäufung ungeheuerlicher Kapitalien in wenigen Händen, auf der anderen Mangel an dem Nötigsten, Unentbehrlichsten. Die Kunst war zur leichten Unterhaltung, zum frivolen Sinnenkitzel der Wohlhabenden geworden, die Ehe ein Geschäft, die Liebe ein Handel. Ein Wandel, eine Besserung, gesündere, vernünftigerere, menschenwürdigere Zustände waren erst zu erwarten, wenn das Alte, Morsche zusammenbrach und auf den

Trümmern der alten Welt eine neue dastand, in der Freiheit, Gesittung, Gerechtigkeit und wirtschaftliche Ordnung herrschten, in der es keinen Diebstahl mehr gab, weil jeder so viel besaß, als er zu einem gesunden, menschenwürdigen Leben brauchte, wo man keine Not, kein Elend, kein Zittern und Zagen vor dem Hunger mehr kannte, wo kein Verbrechen gegen die Gesundheit und das Leben der Mitmenschen mehr vorkam, weil nicht jeder in dem anderen seinen Konkurrenten, seinen Widersacher sah, sondern seinen Freund, seinen Genossen, seinen Mitarbeiter — in der Freude und Sorglosigkeit, Friede und Eintracht herrschten, in der Mann und Weib nicht mehr nötig hatten, sich zu verkuppeln, um das tägliche Brot zu erlangen, um sich vor der materiellen Not zu bewahren. Dann endlich würde es frohe, gesunde, gesittete Menschen geben und die geläuterten Sitten würden jede Vereinigung von Mann und Frau ohne Liebe als einen Frevel gegen die Natur, als eine menschenunwürdige Schmach brandmarken. Und die jungen Leute würden ihre süßesten, heiligsten Empfindungen nicht in den Kot zu ziehen brauchen, sie würden ihre Sinne nicht in tierischen Umarmungen abstumpfen, ihre Kraft nicht vorzeitig in frivolen, gemeinen Genüssen verbrauchen. Die nach Vernunft und Gerechtigkeit

geordneten wirtschaftlichen Verhältnisse würden einem jeden Menschenpaar in frischer Jugendblüte erlauben, sich nach keiner anderen Rücksicht, als der ihrer natürlichen elementaren Empfindungen zu vereinigen . . .

Der Künstler hob den Blick zu den glitzernden Sternen empor, ein heiliges Gefühl durchschauerte ihn. Er fühlte, daß sich eine innerliche Läuterung in ihm vollzog, daß er ein anderer Mensch werden, daß er ein neues Leben beginnen werde.

Plötzlich richtete er sich auf und drehte sich lebhaft herum. Da grübelte und sann er einsam, gewiß schon eine Stunde lang, während sein Weib ihn erwartete und nicht wußte, warum er so lange nicht kam.

Er durcheilte das Wohnzimmer und trat in das Schlafgemach. Erstaunt, überrascht blieb er unweit der Schwelle stehen. Ruhige, regelmäßige Atemzüge kamen von Hildes Bett her. Im friedlichen Schlummer ruhte sie, das liebliche Antlitz nach oben gereckt, die schönen blauen Augen geschlossen, die Hände über der Decke kindlich gefaltet, als habe sie mitten im Gebet der Schlummer überwältigt.

Leise schlich er näher bis dicht an das Bett und eine ganze Weile sah er mit zuckenden Mienen zu der geliebten Schläferin hernieder. Von neuem quoll eine

quälende Empfindung bitterer Reue in ihm über. Sie hatte seiner nicht geharrt in süßbanger Schauern; keine selig-erwartungsvolle Stimmung hatte den Schlaf von ihren Lidern gescheucht. Um die Freuden der Hochzeitsnacht hatte er sie betrogen, frivol, verderbt, in grauenvollem Zynismus.

Wie vernichtet sank der große, starke Mann vor seinem Weibe in die Knie nieder, verbarg sein Gesicht in die weißen Kissen und weinte bitterlich.